

weiblichen Frau. Sie war naiv und wissend, verspielt und voll selbstverständlicher Würde, von berauscher Süße und fähig des letzten, tiefsten Ernstes. Eine kleine, wilde, wunderbare Göttin voll unerschöpflicher Zauberkraft war sie für ihn und seine Madonna, deren Hände jeden Trost spendeten.

Barberina trabte mit ihnen durch das sommerliche Land, an idyllischen Dörfern vorbei, an Mühlen und leuchtend gelben Lupinenfeldern; Burgruinen und alte Jagdschlösser glitten vorüber, kleine Holzkirchlein, deren Dach fast bis zur Erde reichte, schimmernde Seen, auf denen Scharen von Bleßhühnchen herum-schossen, alte Kreuze, die am Rand der Wälder standen, mit Sträußen seidenblättriger Mohnblüten geschmückt.

Sie liebten auch die ganz kleinen Städtchen, den Kling-Klang der Hufe, wenn sie über das Katzenkopfpflaster rollten. Alles hier war so sauber und so verschlafen wie in den Schenken am Wald. Auf dem Markt stand die Apotheke, daneben die Häuser mit den Bänkchen für die Alten davor. Und jedes Städtchen hatte diese kleine Konditorei mit dem scheppernden Klingelzug, mit den winzigen Tischchen von so zärtlicher Winzigkeit, daß sie stets in Bewegung gerieten, wenn die langen Beine von Clemens einen Ruheplatz unter ihnen suchten. Der Kaffee war etwas dünn, dafür aber die Mohrenköpfe so richtig ausgewachsen, wie sie Primaner lieben und selbst dann zu schätzen wissen, wenn sie herzklopfend verliebt mit einem Rendezvous beschäftigt sind in einer der verschwiegenen Nischen, die die hölzernen Wände zwischen den Tischen bilden.

Nicht selten gehörten diese Konditoreien alten Jüngferchen. Spitznasig, blütenweiß und schokoladenumduftet verbrachten sie ihr Leben neben den leise rauschenden Brunnen der Marktplätze hinter bienenumsummten Torten.

»Wenn du nicht gekommen wärst, Clemens, hätte ich mir sicher eines Tages eine Konditorei wie diese hier gekauft und einzig nur noch hoffen dürfen, daß unter diesen ewig summenden Insekten wenigstens ein Männchen gewesen wäre, das allein mir zu Ehren seine zierlichen Runden gedreht hätte.«

»Ich wäre bestimmt gekommen, selbst mit einem Chitinpanzer!«

«Der Kürasß war mir lieber! Sonst hätte ich vielleicht noch länger nach dem Herzen suchen müssen, das doch schließlich darunter sein muß!«

Sie lachte ihn spitzbübisch an, dann küßte sie ihn ohne Zögern. «Verzeih vieltausendmal meinem losen Maul – edler Chitinritter!« Die blütenweiße Konditorin ließ in diesem Augenblick zwei Maschen ihres Strickwaschlappens fallen, und sie merkte es gar nicht.

Oft kamen sie erst nach Hause, wenn es schon dunkel war. Silberne Sichel des Mondes über den Dächern, betäubender Duft der voll erschlossenen Blüten, Wispern und heimliches Lachen aus den Hecken am Wald!

Susanne führt die Zügel; ihr helles Kleid leuchtet durch das Dunkel, und sie summt ein Lied, das sie selbst erdacht hat, eine bezaubernde kleine Melodie und ein Text, den sie beide äußerst anspruchslos und ebenso beglückend finden: »In den kleinen, verschlafenen Schenken am Wald, wo die Liebe am Sonntag blüht ...«

Später, als sie schon die Lichter gelöscht haben, lehnt Susanne am Fenster und sieht auf den Hof hinaus: »Clemens, es ist so gut, zu wissen, daß das alles uns gehört, dir und mir, die schlafenden Tiere, das weite Land im Mondschein, die Häuser und alles, was unter ihren Dächern ist, und daß wir dasein müssen, um es leben zu lassen und zu beschützen!«

Für ausgedehntere Fahrten nahmen sie einen der beiden Wagen, meistens den Alexanders, der modern und zuverlässig war. Clemens fuhr sicher und schnell, doch ohne Passion. Susanne sah seinen Händen zu, die das Steuerrad umschlossen. Jetzt lenkte sie sichtlich nichts als die Konzentration der Sinne. Sie waren Werkzeuge ihrer mechanischen Befehle im Kampf gegen die Gewalt lebloser Materie und die Unbestechlichkeit physikalischer Gesetze. Sie waren nicht mehr wie am Zügel der Pferde beseelt vom Überspringen der lebendigen Funken zwischen Roß und Reiter, von dem nie ermüdenden, fesselnden Wechselspiel zwischen zwei lebenden Wesen.

Susanne lächelte, sie warf mit einer kleinen Bewegung den Kopf in den Nacken; sie empfand plötzlich den Wunsch, die geliebten Hände von Clemens zu küssen. Sie wußte, es hatte den Anschein, daß die Zeit nicht für Männer wie Clemens arbeitete, daß sie ihrer in den Kernpunkten kaum noch bedürfe. Aber sie war unendlich weit davon entfernt, an einen verlorenen Posten zu denken, Angst zu empfinden oder mit dem Zeitgeist zu hadern. Vielleicht, nein wahrscheinlich sogar, verlor sich die Menschheit eines nahen oder fernen Tages in der Wüste der unerbittlichen Materie, und es gab nichts Wichtigeres, nichts Sinnvolleres, als daß dann einige unter ihnen waren, die den rettenden Weg aus der Wüste noch kannten.

Das Ziel ihrer Fahrten waren meistens die Berge, das Isergebirge mit seinen düsteren, schwermütigen Hochmooren als zauberhaftem Kontrast zu hellen, fröhlichen Wiesenlandschaften. Von völlig anderem Charakter war das Riesengebirge mit den kraftvollen Spuren seiner alpinen Vergangenheit. Schon weit unterhalb des Kammes duldeten Wind und Kälte auch das niedrigste Knieholz nicht mehr, die Herrschaft des Gesteins begann, die Herrschaft der Stürme, des wilden, jähren Wechsels von Nebel, Wolkenjagen, peitschenden Regenstürzen und der Kraft ungebrochener Sonnenstrahlung.

Eiszeitliche Vergletscherung hatte die Kare des Gebirgskammes gebildet, die Schneegruben und die Teiche. Hohe Felswände schlossen die Teiche ein. Der Wind kräuselte kleine Wellen auf dem blanken Spiegel. Wenn die Sonne über dem Wasser lag, stieg jede der Wellen zu einem glitzernden, gleißenden Kamm empor, um im Wellental zu tiefstem Schwarz zu werden. An solch klaren Tagen waren dort oben alle Farben, selbst das Grau des Gesteins, starr, hart und eindringlich wie das Silberschwarz des windgepeitschten Wassers.

Doch jäh sanken der Nebel und die Wolken! An verhangenen Tagen in den schlesischen Gebirgen zu wandern, war ein Gang durch eine Märchenwelt. Im Knieholz, neben den Wildbächen, hinter jedem Felsblock schienen Zwerge und seltsame Zauber geschöpfe zu hocken, und selbst in die Behaglichkeit der Bauden schlichen sie sich kichernd ein.

Man lernte hier die Sage vom Rübezahl verstehen, denn diese Bergwelt lebte in einer wunderbaren Weise und fand in ihrer Eigenart den Weg zu den hellen und zu den dunklen Tiefen der menschlichen Seele. Sie gab einem Berggeist das Leben, der um alle menschlichen Schwächen wußte und trotzdem nie seine Güte verlor. Und sie ließ den harten Riesengebirgler zum »Sinnierer« werden, auf der ewigen Suche nach dem letzten Sinn aller Dinge.

Zu Füßen der Gebirge, als eine lange Kette schimmernder Seen, tiefen Talsperren und Stauweiher das Wasser der Gebirgsflüsse, die reißend und schäumend herniederstürzten. Bewaldete Höhen umschlossen sie, alles atmete Frieden, Ruhe.

Hier war die Heimat seltener, scheuer Wasservögel. Der Reiher lebte hier und die graugefederte Wildgans. In weichem Flug glitten Möwen über das Wasser, und der Ruf wilder Enten klang auf und erstarb wieder in der großen Stille.

Südlich vom Riesengebirge begann das Waldenburger Bergland. Die Grafschaft Glatz folgte, ein Kessel, von Gebirgen umschlossen, eine weite Waldeinsamkeit mit alten Wallfahrtsorten und Dörflein, so idyllisch, als gäbe es hier, in der Heimat der armenigen Weber, keinen Alltag. Die Gärtchen vor den kleinen Häusern haben Berühmtheit erlangt, die sie einst mit wuchtigen Monumenten teilten, mit Glatz und Silberberg, lange Zeit die mächtigsten Festungen Europas.

In der Festung Silberberg hatte man auch einen Holten gefangen gehalten. In seiner Kerkerzelle hatte vor ihm der preußische Trenck sein Leben gefristet, der Geliebte der Königsschwester und Vetter des berühmten Pandurenobersten Trenck. Das Bild dieses Conrad-Wilhelm von Holten hing in der Galerie, und es war das erste gewesen, das Susanne ergriffen hatte und ihr lieb geworden war, noch ehe sie wußte, daß Clemens ihm stärker ähnelte als allen anderen.

Jetzt erfuhr sie die Geschichte dieses Conrad-Wilhelm, der eine Österreicherin geliebt hatte, die Tochter eines hohen Offiziers, und durch einen seiner verwegenen Ritte zu ihr in das auf ungewisse Zeit ausweglose Glück dieser Liebe als Verräter erschien und Jahre in der Festung Silberberg in schwerster Kerkerhaft lag.

Eine lange Zeit verging, ehe die Österreicherin von seinem Schicksal erfuhr. Sie hatte ihn für tot gehalten und lebte in der kühlen Atmosphäre einer erzwungenen Ehe. Ihre Kraft erwachte wieder, um das letzte zu tun, was ihr noch geblieben war: Sie brachte es fertig, in den kurzen Pausen zwischen den Kriegen eine Audienz beim König zu bekommen, und erreichte endlich die Freilassung Holtens.

Clemens wußte sogar zu berichten, daß die Liebenden sich einmal noch wiedergesehen hatten, aber auch er wußte nicht, ob es ein letzter Abschied war voll Bitterkeit und Süße oder das bedenkenlose Wiederaufflammen ihrer Liebe. Doch nur der Beginn des entscheidenden Duells zwischen Österreich und Preußen verhinderte das private Duell zwischen dem Rittmeister von Holten und dem österreichischen Gatten der jungen Frau.

Im Siebenjährigen Krieg zeichnete sich dann Holten unter Seydlitz durch Tollkühnheit und Todesverachtung aus. Er fiel kurz vor Friedensschluß. In Grandjour gab es noch eine Schnupftabakdose, umhüllt von einem Beutelchen aus verblichenem, feinem Leder, die der König selbst getragen hatte und die er ihm nach der Schlacht von Zorndorf schenkte, was damals mehr galt als der höchste Orden.

Auf einen kühlen Mai mit viel Regen war ein trockener, warmer Sommer gefolgt.

Doch noch bevor er seinen Höhepunkt überklomm, gab Clemens für Tage das Kommando über den Gutsbetrieb an Rimpach ab und kehrte mit Susanne zum erstenmal zurück zu der Jagdhütte im Wald, fast vergessenes, fernes, nur noch manchmal leise drohendes Symbol einer jungen Vergangenheit.

Sie verließen Grandjour am frühen Mittag eines Junitages und erreichten die Hütte am Abend. Der Schlüssel ruckte starr im Schloß und wollte sich nur mit Gewalt umdrehen lassen. Clemens öffnete die Tür. Er zögerte für den Bruchteil einer Sekunde, ehe er die Schwelle überschritt, begleitet vom Knarren rostiger Angeln und auf den Spuren der Sonne, die schon vor ihm über die Dielen gewandert war. Es war die letzte Sonne vor ihrem Nie-

dersinken, und seine Schritte wirbelten überall rötlichgoldenen Staub auf. Im Dunkeln stieß er dann mit dem Schienbein gegen eine Truhe, fluchte hörbar und öffnete endlich mit brüsker Bewegung einen der Läden.

In dem Rahmenbild, das ihm der Fensterausschnitt bot, sah er als erstes Susanne, wie sie die abschüssige Wiese neben der Hütte hinunterjagte, schnell, graziös und sich mit Windeseile entfernend von ihm.

Er runzelte heftig die Brauen und rief mit lauter, ungeduldiger Stimme: »Herrgott, Susann, wohin willst du?«

»Warum ich so gelaufen bin, Clemens? Erst dachte ich, der Hund hätte auf eigene Faust einen Hasen aufgestöbert, und wollte ihn zurückpfeifen. Dabei geriet ich ins Trudeln und fand es plötzlich so aufregend und herrlich, wieder hier draußen zu sein, daß ich einfach weiterlief, bis ich die dicke Fichte da unten umarmte und endlich wieder zum Stehen kam.«

Er war schon bei ihr, flüsterte in ihr Haar: »Vergiß nie, daß ich dich liebe, mein Herz, hörst du? Keinen Augenblick in deinem Leben!«

Er schloß sie ganz fest in die Arme, aber es sah aus, als wenn er sich an sie klammerte. Doch ihr graziler Körper schien seine Schwere nicht zu empfinden. Er schien jetzt federnder Stahl, verborgen unter seidener Weichheit und zarter, verlockender Öppigkeit.

Sie sattelten ab, schütteten den Pferden ihren Hafer auf und ließen sie dann grasen, wo sie wollten und wohin die Lust an saftigem Blattgrün und würzigen Kräutern sie lockte. Sie verloren sich bald auf einer Waldschneise mit jungem, süßem Gras und folgten dann den frischgrünen Windungen eines schmalen Weges immer weiter bergab; doch niemand holte sie zurück.

Susanne und Clemens hatten sich einen Felsen für ihr abendliches Mahl ausgesucht, den sie früher selten betreten hatten, der aber nicht weit von der Hütte entfernt lag.

Sie konnten von hier aus die Pferde sehen, die sich die Schneise entlang stetig ins Tal fortbewegten. Mitunter verbarg sie eine Tiefe oder dichter Baumbewuchs ihren Blicken. Der Himmel über ihnen erinnerte an die wilde Flucht eines geschlagenen

Heeres, das noch Zeit gefunden hatte, freien Raum zwischen sich und den Feind zu bringen: zerrissene, vom Mondlicht flackernde Wolken, die im Abzug nach Westen waren, die dunkle, ständig wachsende Schwingung eines ganz klaren Himmels hinter sich lassend.

Wo die Wolken vorübergetrieben waren, kamen immer neue Sterne hervor und blinkten in einem süßen, milden Licht. Die zerfetzten Wolkenheere stürzten sich endlich auf die Berge am westlichen Horizont und machten sofort phantastisch zerklüftete Gebilde aus ihnen mit blaßgelben und schwarzvioletten Kratern.

Der ferne Chor hochzeitlicher Froschmänner aus einem der Waldseen untermalte ohne Pause alles Leben und Weben der Nacht. Wilde Kaninchen, im Nachtlicht blau und silbern, flitzten im Zickzack über einen Waldweg, von einer unsichtbaren Macht zu höchster Eile getrieben.

Nach ihrem wilden Hakengalopp lag der Weg wieder sehr still da, nur die glatten Wurzelböden alter Baumriesen zwischen dem Moos schienen als ein Gewirr von Schlangenleibern lebendig zu drohen. Die Eulen riefen, und irgendwo ganz in der Ferne bimmelte mit dünnem Ton ein Glöckchen. Voller Frieden ruhten die weiten Abhänge, die das Mondlicht nicht traf, in ihrem tiefen Schatten aus.

Wo der Nachtwind nicht herrschen konnte, in Mulden und Senken, hatten die Blätterschirme der Bäume, vermoderndes Laub, die Dichte der wilden Hecken und der grasbedeckte Boden als dunstiges Nest die Wärme des Tages gefangen, und so badeten Susanne und Clemens um Mitternacht an der Quelle bei der Hütte.

Doch das Rinnsal, in dem der Mondschein, lebendig geworden, auf und nieder sprang, genügte gerade, um ihre Füße bis zu den Fesseln zu netzen. Susanne, zu immer neuem Entzücken von Clemens mit vollkommener Gelöstheit und Unbefangenheit in jeder Bewegung, glich einer der heidnischen Quellengöttinnen. Die Füße in fließendem Silber, die erhobenen Arme und das Haar vom Licht voll getroffen, unterwarf sie sich den Wasserschwällen, die Clemens aus einem Tonkrug auf sie herniederstürzen ließ, dem der Töpfer in ahnungsvoller Kenntnis dieses

nächtlichen Bildes die Form einer griechischen Amphora gegeben hatte.

Später, in der Hütte, blieb Clemens für Augenblicke am Fenster stehen. Er sah hinaus, obwohl nichts von Bedeutung zu entdecken war. Er fühlte, wie sich auf der quellfrischen Haut seiner Stirn kleine Schweißtropfen sammelten, aber er rührte keine Hand, um sie zu entfernen. Als er gerade dabei war, die Herausforderung dieser Rückkehr hierher und die seltsame Beklemmung zu verwünschen, die ihn schon bei der Ankunft befallen hatte, da er Susanne den Abhang hinunter sich weiter und immer weiter von ihm entfernen sah, und die ihn jetzt in einen ihm bis in die letzten Winkel vertrauten Abgrund ziehen wollte, hörte er Susannes Stimme hinter sich, von einem spöttischen kleinen Seufzer getragen: »Ach, daß der Böse doch stets zurückkehren muß zur Stätte seines Verbrechens!«

Clemens wurde mit einemmal die frische Brise gewahr, die durch das offene Fenster hereinstrich und seine Stirn bereits zu kühlen begann. Er wandte sich um.

Susanne, hüllenlos und sehr hell, saß auf dem Bettrand, ließ die Fingerspitzen der linken Hand mit virtuoser Eleganz über die Decken spielen, balancierte einen einsamen letzten Pantoffel auf zwei Zehen und lachte ihm zu.

Der Abgrund hinter ihm schloß sich so plötzlich, wie er sich aufgetan hatte unter leisem Donner und grollendem Getöse.

Sie hatten beide geglaubt, ermüdet zu sein von dem heißen Tag und dem langen Ritt, und sie setzten dem Schlaf keinen Widerstand entgegen. Aber er wollte nicht kommen, und durch den Gleichklang, in dem sie lebten, mied er sie beide.

Endlich zog Clemens Susannes Kopf, der an seiner Schulter ruhte, empor. Er legte seinen Mund ganz nahe an den ihren. Nur eine Feder hätte noch Raum gehabt zwischen ihren Lippen und würde sich dort sacht und gleichmäßig bewegt haben. Sie tranken einer des anderen Atem in ihr Herz hinein. Susannes Atem war rein und süß wie der eines Kindes, das einen Pfirsich aß, bevor es einschlief, und in dem seinen hatte sich der Duft gefangen, den noch die winzigste Pore eines Mannes verströmt, wenn er eine geliebte Frau in den Armen hält, mit machtvoller Seh-

sucht, aufgerührt und voller Leben bis in die letzten Tiefen seiner Kraft.

Der Schlaf kam nicht, nur ein waches Dämmern umfing sie, und sie kosteten Stunde um Stunde im Kommen und Gehen ihres Atems alle Seligkeiten einer unsagbar innigen und beglückenden Umarmung. Gegen Morgen, als im Gebälk über ihnen die Fledermäuse sich zum Tagesschlaf einnisteten mit Geräuschen, die an zerspringendes Glas erinnerten, glitten sie sanft getragen zur letzten Höhe ihres Einsseins. Sie sanken dann in einen kurzen, tiefen Schlaf, aus dem sie völlig erquickt erwachten.

Ein strahlender Tag wartete auf sie. Die beiden Pferde hoben witternd die Köpfe, als sie aus der Tür der Hütte traten, und der erste Gruß, den ihnen eine schimmernde Morgenwelt entbot, war das Schnobern weicher Pferdellippen und leises, wohliges Prusten.

Susanne begleitete Clemens jetzt fast stets auch auf seinen jagdlichen Gängen, was sie bisher nicht gern und nur selten getan hatte. Sie liebte die Jagd nicht, doch allmählich hatte sie gelernt, Freude an der vollkommenen Sicherheit seiner Hand zu empfinden. Dadurch war ihr die Angst vor einer vielleicht langen und bitteren Qual eines waidwunden Stückes genommen.

Susanne verstand jetzt, aus jeglicher Jagdbeute würzige und kräftige Mahlzeiten zu bereiten. Doch manchmal strich sie dem toten Wild über Decke oder Federkleid, legte eine Fingerspitze behutsam auf die Einschußstelle und sagte leise:

»Ein guter Tod, Wildling! Es gibt keinen besseren als den durch die sichere Hand deines Herrn, glaube mir das!«

Und wenn sich auch nichts Tröstliches als Antwort regte, so tröstete sie sich damit selbst über die kleine Traurigkeit hinweg, die das gebrochene Auge und das leblose Fleisch, fest und muskelstark, wie wildlebende Tiere es haben, noch immer in ihr auslösten.

Bei einem ihrer Ritte schimmerte grau ein Gemäuer durch eine klaffende Heckenlücke, die ein gestürzter Baum im Niederfallen gerissen hatte. Es war eine alte, längst verfallene Eremitenklausur.

Jetzt schien ihr einziger Daseinszweck der zu sein, den gefallen Baum mit der verdorrten Krone zu stützen und zu halten.

Clemens war noch ein Junge gewesen, als Frater Paul, der dort gelebt hatte, gestorben war. Er selbst hatte ihn damals gefunden. Er schien friedlich zu schlafen, ausgestreckt auf seiner hölzernen Pritsche, und Clemens wäre vielleicht wieder davongeritten, wenn er nicht durch sein Jägerleben selbst mit den schemenhaftesten Spuren des Todes bereits vertraut gewesen wäre.

Über dem kleinen Garten, in dem der Klausner einst allerlei Kräuter und die notwendigsten Gemüse gepflanzt und gehegt hatte, war längst die Wildnis hereingebrochen. Doch wie in trotziger Zähigkeit wurde ein Teil des Platzes noch immer von Streifen kleiner, würziger Erdbeeren beherrscht, zu denen die veredelten Früchte des Fraters gerankt waren. Der Glockenstuhl gähnte leer. Der hohlen Fensteraugen hatte sich der Efeu erbarmt und ihre starrende Einsamkeit mit grünen Windungen und spießenden, hellen Trieben gemildert.

Die Tür war verquollen, und Clemens hob Susanne durch ein Fenster in das Innere der Klausur. Er kannte sich gut aus darin. Er zeigte Susanne die Stellen, wo Weihwasserbecken, Betpult und Kruzifix gewesen waren, wo das Lager des Klausners gestanden hatte, der steinerne Herd, eine kleine Kiste mit den notwendigsten Habseligkeiten und eine große, mit Büchern gefüllte.

Dann lehnten sie draußen an der Mauer, wo sich das Gärtchen einst gebreitet hatte.

»Hier stand eine Bank, Susann, und auf ihr sind meine ersten wirklichen Schweißtropfen geflossen, weißt du, diese blutigen!«

Er lachte. »Frater Paul war nämlich mein ›Gewissen‹, die einzige selbstgewählte erzieherische Autorität, zu der ich immer wieder einmal zurücklief wie ein Schaf ins Feuer. Er verstand es wie kein anderer, mich zum inneren Erzittern zu bringen und ebenso vollkommene Ruhe und sichere Wegweisung zu geben. Er beherrschte die hohe Kunst, kräftigster Sonnenschein und ebenso überzeugend reinigendes Donnerwetter zu sein. Trotzdem kam ich mir damals oft genug wie besagtes Schaf vor. Erst eine geraume Zeit nach seinem Tode wurde mir klar, daß ich bei ihm etwas

so Unwiderstehliches und gleichzeitig so Rares entdeckt hatte, daß es in meiner sonstigen Umgebung niemand besaß: Zufriedenheit, die unerschütterliche Zufriedenheit eines Mannes, der Haus und Hof verschenkt hat und nun nur noch Pläne schmiedet für Verbesserungen daran, die dem Beschenkten nützen können. Diese Vorstellung war übrigens gar nicht so abwegig, denn der Frater hatte ein bewegtes und steil aufgestiegenes weltliches Leben hinter sich, das er auf dem glanzvollsten Höhepunkt freiwillig abgebrochen hatte.

Ich kannte außer ihm einfach keinen Menschen, der sich von wirklich nützlichen und begehrenswerten Dingen getrennt hätte und ihr Entgleiten anstatt mit mehr oder minder lauten Flüchen auch noch mit fruchtbaren Wünschen begleitet hätte. Er war einer der weisesten und gütigsten Menschen, die ich je gekannt habe.«

Er sah einen Augenblick sinnend in die grüne Erdbeerwildnis zu seinen Füßen. »Weißt du, Susann, er war einer von denen, die man als Kind zwar erschüttert, aber ebenso erstaunt und fast etwas beleidigt aus dem so wichtigen Kreis um das eigene kleine Ich wegsterben sieht und die man später ganz gern aus der Erde graben möchte, um sie zu neuem Leben und Geben zu erwecken, mit einem Hauch des Geistes vielleicht, den sie einem vor Jahren selbst gaben. Ich glaube mitunter, Susann, du hättest mich nicht so vorgefunden wie damals bei dem Märzgewitter, wenn der Frater noch gelebt hätte.«

»Du warst manchmal hier während dieser Jahre?«

»Ja, Susann, einige Male in der ersten Zeit.«

»Aber es blieb alles stumm?«

»Es blieb alles stumm und tot. Nie kam eine Antwort auf meine Fragen. Manchmal glaubte ich zwar, seine Stimme zu hören, aber sie schien nur Weisheiten zu verkünden, die für einen halb-wüchsigen Jungen bestimmt waren. Später ging ich dann nie mehr hierher.«

Nicht weit von der Klause war ein Brunnen. Er erhob sich aus einer dunkelgrünen ebenen Fläche wie eine Zitadelle, die sich dem ständig wachsenden Teppich des Mooses noch nicht ergeben hat. An seinen verwitterten Mauern begannen die Moosplatten

sich erst langsam hinaufzuschieben wie zähe, überlegte Belagerer auf die Befestigungen einer mittelalterlichen Burg. Lautlos wurden Schritte und Hufschlag.

Die Pferde waren durstig. Doch sie waren trocken und kühl, und Clemens und Susanne ließen sie am Brunnen trinken. Dann beugten auch sie sich über den Rand. Das runde Steinbecken umschloß ihr Bild, die Pferdeköpfe, die ziehenden Wolken am Himmel. In der äußersten Bucht des Wassers fing sich die Sonne, die schon vom Zenit herab- und dem Abend zugesunken war.

Die Pferde hatten sich satt getrunken; ihre Lippen kräuselten nur noch spielerisch über die Wasserkühle. Sie hoben endlich die Köpfe, wandten sich voller Behagen ab. Ihr Bild verschwand aus dem Rund des steinernen Rahmens, und die grünliche Helle des Wassers glitt sogleich ihren enteilenden Schatten nach.

Die Wolken waren weitergezogen, nur der winzige kleine Funkelstein, zu dem die Sonne hier geworden war, lag im Spiegel des Wassers neben den Umrissen der geneigten Köpfe. Von den Mäulern der durstigen Pferde noch immer in taumeliger, leise wallender Bewegung, war das Wasserbild unklar mit verschwimmenden, zitternd vergehenden Umrissen, die sich nur langsam formten, festigten, endlich getreu wurden dem wirklichen Bild.

»Kannst du noch sehen, Susann, welches dein und welches mein Bild ist dort unten?«

Sie schüttelte langsam den Kopf. »Ich kann es nicht mehr erkennen, Clemens. Es ist, als ob wir gleiche Schatten würfen. Dein Bild könnte auch das meine sein und meins das deine.« Sie sahen sich an, ihre Augen versanken ineinander. »Es ist immer so gewesen, seit wir uns trafen, Clemens. Wir mußten nur eine Weile herumirren, ehe wir zu einem Brunnen wie diesem hier kamen, um es mit eigenen Augen zu sehen.«

Sie blickten wieder auf das Wasser hinab. Er legte den Arm um ihre Schulter.

»Ich erinnere mich, daß ich als Kind mit meinem Schatten spielen wollte und ihn beinahe haßte, als mir das nicht gelang, und daß ich ihn schließlich als dumm, langweilig und äußerst störend empfand. Und ich weiß noch sehr gut, daß ich mich damals in all meiner kindlichen Wut auf diesen albernem, stummen Begleiter

zum ersten Male einsam fühlte, weil er da war, nichts gab, eine unbestimmte, aber starke Sehnsucht nach irgend etwas weckte und sie nicht befriedigte. Ich wäre sehr viel lieber allein gewesen, ganz ohne ihn. Aber er blieb unerschütterlich, und schließlich gewöhnte ich mich an ihn und kam dann auch in ein Alter, wo er in der gesunden Atmosphäre echter Jungen- und später Männerfreundschaften nur als ziemlich belangloses Anhängsel mitlief. Nur einmal während dieser Jahre wurde er ungeahnt mächtig.«

Er schwieg einen Augenblick, sah lächelnd in Susannes fragende Augen. »Ich weiß nicht, ob man seiner Frau dies und das erzählen sollte?«

Sie sagte mit zärtlichem Spott: »Man sollte, Clemens! Man darf sogar in aller Seelenruhe und gänzlich ungestraft, sowohl dies wie das!«

»Also gut, nach diesen Versicherungen und Rückversicherungen sei's gewagt! Ich war damals siebzehn oder achtzehn und mit Onkel Viktor, einem Vetter meiner Mutter, zum erstenmal in Südamerika. Er hatte dort Besitzungen, zu denen auch weite, sehr öde Landstriche gehörten. Steine, Sand, doch keine Wüste, eher eine Landschaft von beklemmender Lebensfülle, von der Gier, wie sie Pflanzen und Wesen verströmen, die ständig um die ganz nackte Existenz ringen müssen.

Viktor hatte diese Landstriche gekauft, weil sie eine Hügelkette umgaben, auf der es keinen Menschen und nichts Sonderliches an Jagdbarem gab und wo man auch im übrigen ohne viel Mühe hätte verhungern können, die er aber liebte und von der seine chilenischen Freunde hofften, Gott und seine Heerscharen zumindest wüßten warum. Nach ein paar Tagen mit ihm dort oben glaubte ich es übrigens auch zu wissen, wenn es mir auch dann noch immer schwergefallen wäre, das anderen Leuten verständlich zu machen. Viktor blieb also auch darin für seine Umwelt ein besonders vollkommenes Exemplar der weltverbreiteten Gattung spleeniger englischer Gentlemen.

Vor dem Ritt zu seinen spartanischen Gebirgen pflegte er rauschende Feste zu geben, und die späte Mitternachtsstunde eines dieser Ereignisse sah mich zum erstenmal mit ziemlich verworrenen Gefühlen und Erwartungen sehr behutsam an einer Tür

klopfen, die sich zur Nachtzeit eigentlich nur dem Gatten öffnen sollte, in diesem Falle einem spanischen Granden, der, durch einen Ozean getrennt, ahnungslos in Toledo saß. Seine Frau war äußerlich schön, wahrscheinlich in gleichem Maße skrupellos, aber immerhin vorübergehend heiß verliebt in meine ziemlich stürmische Ungeduld.

Vielleicht war dieses streifige schwarzgraue Bodenmuster, das das Mondlicht durch die halbgeschlossenen Jalousien ihres Zimmers warf, schuld daran, daß der Schattenjunge in dieser Nacht zurückkehrte, wie gesagt, mit ziemlich heftiger Gewalt. Neben dem Wunsch nach einem eiskalten Bad erfüllte mich nichts als die blanke Angst, dieses Schattengespenst völligen Alleinbleibens könnte ein Leben lang bei derlei Geschehnissen neben meinem Bett stehen. Denn mit dem Starrsinn und der Ausschließlichkeit, die man in diesem wankelmütigen Alter mitunter besonders kraß entwickelt, konnte ich mir nicht vorstellen, daß ich jemals wieder eine andere Frau so verehren und begehren könnte, und ich war einfach wütend darüber, daß die Krone, der Gipfel aller Empfindungen für die schöne Donna Isabella so beschaffen sein sollte.

Ich hatte das Gefühl, man hatte mich betrogen, irgend jemand hatte das getan, auf den ich diese Wut empfand, den ich aber nicht packen konnte. Trotzdem oder gerade deswegen – das weiß ich heute allerdings nicht mehr – ging ich den Weg des lornen Spaniers noch so oft, wie eine geschickte und verschwiegene Zofe das ermöglichen konnte.

Sowohl zornige Enttäuschungen wie Angst vor dem geheimnisvollen Schattengespenst vergingen bald. Schließlich lernt jeder Mann, früher oder später, Mächte dieser Art in die Hand zu bekommen. Zumindest lernt er, sich das einzubilden.

Während des Krieges – es war in Frankreich, in einer dieser weißen, schwebenden Nächte in einem richtigen Bett zwischen Dutzenden von Nachtlagern in lumpigen Erdfurchen – träumte ich einmal vom Urlaub, nein eigentlich von der Rückfahrt zur Front, ein sicher nicht seltenes Traummotiv zu dieser Zeit. Irgendein nebliger Traumbahnhof, eine Frau, die ich dort in den Armen hielt! Ich konnte weder das Gesicht dieser Frau erkennen,

noch wußte ich ihren Namen. Alles blieb schemenhaft, so sehr ich mich bemühte, es schärfer zu durchdringen. Nur die Stimme dieser Frau war klar da – sie war voll und dunkel und süß wie deine, Susann. Lange bevor ich überhaupt von deinem Dasein wußte, geschah das, aber es war deine Stimme!

Dann, als die Zeit drängte und der Zug abfahren wollte, sagte diese Stimme leise, beschwörend und sehr nahe bei mir: ›Wir werden niemals mehr allein sein, Clemens, du und ich, was auch immer geschieht!‹

Und ich hörte mich antworten: ›Nein, niemals mehr!‹

Es war, als wenn ein anderer diese Worte gesprochen hätte, und doch mußte ich es selbst getan haben, denn ich empfand für einen Augenblick ein nie gekanntes Glück.

Schon beim Erwachen spürte ich, daß das ein Besuch des Schattenmannes gewesen war. Er schien mir versöhnlicher geworden zu sein, aber eben doch ein verdammter Schatten geblieben, nicht greifbar, stumm, ein Quell, scheinbar versandet, ohne je geflossen zu sein. Ich liebte ihn wahrhaftig noch immer nicht. Mitunter dachte ich an die Nacht in dem breiten, lavendelduftenden Bett, das der biedereren Köchin eines ländlichen Curé gehört hatte, aber ich glaubte nicht an die Frau des Traumes, ich war längst ein Skeptiker geworden auf diesem Gebiet.«

Er schwieg einen Augenblick: »Dann kam der Schatten zurück, dort unten ist er! Er hat mich also immer nur geäfft, dieser Schattenbube!«

Er lachte jetzt und zog sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit in die Arme. »Er hatte wahrscheinlich Angst, doch schließlich einmal erschlagen zu werden von meinem endlich überkochenden Zorn, wenn er wieder allein zurückgekommen wäre. Und so verschmolz er mit dem deinen, Susann, und niemand mehr konnte jetzt noch scharfe Grenzen erkennen, um die beiden wieder voneinander zu trennen. Er ahnte, daß ich nun endlich zufrieden sein würde, endlich eins mit diesem anderen Ich.«

Sie bog sich in seinem Arm zurück. Ihre Stimme war die seiner Traumgeliebten, voll, tief und süß, und sie sagte: »Nie mehr einsam, Clemens?«

»Nein, nie mehr einsam, niemals mehr so gottverdammt allein,

Susann!« Er neigte den Kopf und legte ihn an ihre Wange mit einer Bewegung, schwer von Glück.

Sie hatten sich so viel zu sagen in diesen Tagen. Sie plauderten leise. Ihre Stimmen waren die von Menschen, die vertraut sind und im Einklang mit dem gedämpften, melodischen Zusammenklängen von Lauten einer Welt, in der drollig-freche oder süß-tönende Unbekümmertheit allein das Privileg der Gefiederten ist. In den Gesprächen dieser Tage wurde lebendig, was sie je bedrängt, beglückt oder erschüttert hatte. In der Fülle von Licht, die sich in den Tälern unter ihnen über die tauglitzernden Morgen, die hohen, gleißenden Mittagsstunden und die purpurgoldenen Abende ergoß, schienen ihre Seelen und ihr Geist gleichsam zu baden und Licht und Klarheit bis in die letzte Pore ihres Denkens zu schwemmen. Und wenn sie durch einen verwilderten, düsteren Bruch gingen, ewig sonnenlose, morastige Senken durchquerten und in das Dunkel der Gewässer glitten, schwimmend, bis ihnen der Atem ausging, dann wurde das zu einem Hinabtauchen in die eigene Tiefe.

Wie leicht sich alles sagen ließ, wenn der andere zuhörte! Die Freude wurde in der Erinnerung leuchtender, und nie ausgelebter Schmerz, von dem sie kaum mehr geahnt hatten, wurde jetzt heiß und brennend und starb dann für immer in dem Trost der Gemeinsamkeit. Geschehnisse, die bisher belanglos erschienen waren, konnten verblüffend, faszinierend oder erheiternd werden, weil erst der andere den Zauberschlüssel für sie besaß. Und Reue und Schuld wurden jetzt frei von Scham. Das Lastende, was sie bisher bedeutet hatten, wurde zurückgewiesen in den natürlichen Rhythmus des menschlichen Lebens und fruchtbar durch das langsame, aber stete Wachsen zur Sühne.

Wohl ahnten sie beide, daß es dieses Licht über den Hügeln war und das Hinabtauchen in die verwunschene Dunkelheit aus dem Schoß der Erde, was alles in ihnen erschloß, aber sie wußten auch sehr klar, daß ihre Augen es ein Leben lang gesehen hätten, als wären sie blind, wenn nicht die Liebe sie verändert hätte für immer.

Nichts hatten ihnen die erbarmungslosen Götter der fliehenden Zeit nehmen können von der innigen Seligkeit der kleinen, der

sanften Berührungen und Zärtlichkeiten, von dem warmen Strom, der sie durchfloß, wenn ihre bloßen Arme beim Nebeneinandergehen leise zusammenglitten, wenn seine Lippen Himbeeren und Walderdbeeren aus der lebendigen, duftigen Schale pflückten, die sie ihnen entgegenhielt.

Sie knieten nahe beieinander auf den weiten, kühlen, frischgrünen Feldern der Blaubeerpflanzen in den Senken des Waldes. Wenn sie aufsaß, berührten ihre weichen Haarlocken seine Stirn. Sie wußten nicht, daß dann der Ausdruck ihrer Augen und ihres Mundes sich glichen wie Spiegelbilder. Nur die kleinen Vögel im Geäst der Nadelbäume mit dem Sonnengesprenkel auf dem Gefieder hätten es ihnen erzählen können. Clemens legte seine Hände sanft und fest um Susannes Arme und zog sie eine Spanne zu sich herüber. Mit tiefer Freude genoß sie die Liebkosung seiner Blicke, die über ihr lächelndes Gesicht mit den geschlossenen Augen glitten, über ihren warmgetönten Hals, der sich ihm entgegenbog.

Es war geblieben, das unerschöpfliche Glück der behutsamen Zärtlichkeiten. Nicht die Zeit hatte es nehmen können, und auch die Grenzenlosigkeit, die das Versinken in ihre Umarmungen begleitete, hatte es nicht fern und fahl werden lassen.

Es glich dem zarten Schmelz auf den Flügeln der Schmetterlinge und Hummeln, denen sie, im Grase liegend, zusahen, wenn sie an hellen Tagen in taumeligen Kreisen aus dem Honiglicht des Waldes in die Sonnenklarheit unter dem freien Himmel wechselten. Auch ihnen nahmen die gaukelnden, torkeligen Flügel nichts von dem hauchfeinen Farbenschmelz der Flügel, und auch der zausende Sommerwind, der über die wiegenden Körperchen auf den Köpfen von Blüten und Disteln strich, konnte ihnen nichts anhaben.

Sie blieben länger in der Jagdhütte, als sie vorgehabt hatten, doch dann schieden sie ohne Bedauern, denn sie nahmen Kraft und Frieden dieser Tage und Nächte mit sich. Sie liebten den Wald und die Hütte auf dem Berg wie jeden der Orte, der ihrer gemeinsamen Erinnerung gehörte, aber Arkadien erfüllter Sehnsucht bedeutete ihnen immer nur das wechselnde Fleckchen Erde, über das der andere gerade schritt.

Fast unmerklich wurde es Herbst. Die Herbstblumen bildeten leuchtend bunte Teppiche. Im Wind schaukelten die orangeroten Lampions der Judenkirsche. Zum letztenmal erfüllte das klappernde Geräusch der Dreschmaschinen die klare Luft, dann schwiegen sie endgültig und überließen die weiten Felder den Ahrenlesern, dem Altweibersommer und dem herbstlichen Frieden der verblassenden Sonne.

Der Tag des Erntefestes war noch einmal sommerlich warm, und die langen, weißgedeckten Tafeln konnten im Freien aufgestellt werden. Neben den Tellern lagen die Erntegeschenke für alle, die mitgeholfen hatten, die Ernte zu bergen, Schürzenstoff, Leinen und feste Winterstrümpfe für die Mägde, Tabak, Hemdenflanell und Socken für die Männer und für jeden eine große Mohnbabe, deren Fülle süß, schwer und feuchtglänzend war.

Beim Tanz im Kretscham und auf den Tennen war es fast erstikend heiß. Die Luft war erfüllt von dem starken, betäubenden Duft des jungen Heues und des frischen Strohs. Doch das gehörte zu diesem Tag. Susanne hatte mit Clemens den Tanz eröffnet und drehte sich dann stundenlang bei schmetternder Musik zu Ländlern, Polka und Walzer. Korn, Kümmel, Bier und Branntwein flossen reichlich.

Endlich holte sich Clemens Susanne aus dem Getrubel, und sie gingen engumschlungen, nicht anders wie die Paare, denen sie begegneten, über die abgeernteten Felder durch die helle, warme Nacht. Ein lichter Streifen wuchs schon im Osten, als sie endlich wieder vor ihrem Haus standen.

In der Diele hing der Erntekranz, den sie zum erstenmal zusammen entgegengenommen hatten. Mit der bäuerlichen Freude an bunten Farben war er aus allen Getreidearten, aus Blumen, Goldpapier und Eichenlaub gewunden.

Clemens hob Susanne auf und trug sie die dunkle, steile Treppe empor. Die Morgenfrische kam schon zu den weitoffenen Fenstern herein, und der heraufdämmernde Morgen schenkte ihnen noch eine Stunde, von der Clemens später mit lachenden Augen behauptete, daß sie die Quintessenz aller heißen, harten und schönen Stunden des vergangenen Sommers gewesen wäre.

Dann setzten schlagartig Regen und Spätherbstwetter ein. Die

Rüben- und Kartoffelernte war bereits ein Kampf gegen Nässe und Kälte. Die Koppeln waren jetzt leer, Pferde und Vieh in den Ställen. Den Schafen wuchs schon dick das Winterfell, das im Mai wieder reif sein würde zur Schur. Im nächsten Jahre wollte Clemens zum erstenmal Crossbredschafe auf seine Weiden schicken, deren Wollfaser noch wertvoller ist als die der Merinos.

Als in den Obstgärten die letzten Renetten geerntet wurden, fuhr man schon das Tannenreisig an, das die überwinternden Pflanzen schützen sollte, und Jalusch trug zum erstenmal seine wattierte Jacke, um die es in jedem Frühjahr, wenn er sie ablegte, einen Kampf zwischen ihm und Alwine gab, da er behauptete, daß die Jacke halb so gut wärmte, wenn sie so oft gewaschen würde, worauf Alwine nur ein leises Wort zwischen den Zähnen hervorzischte und dann stets siegreich mit der Umstrittenen abzog, den gekränkt vor sich hinmurmelnden Jalusch gar nicht mehr beachtend.

Am Allerseelentag fuhren sie zum Grabe Alexanders. Wie überall flammten auch auf seinem Grabe die weißen Kerzen und beleuchteten das Meer von Winterastern auf dem Grabhügel. Als sie zurückfuhren, hielten sie den Wagen in der Nähe des Teckschen Hauses an. Ein älteres Diplomatenhepaar hatte das Haus gemietet. Sie waren erst im letzten Jahre aus dem Ausland zurückgekehrt. Es waren angenehme, geistreiche Menschen, und Susanne hatte ihnen das Haus nicht ungern überlassen.

Trotzdem befiel sie eine seltsame Wehmut, als sie im Dunkel des Herbstabends die Lichter hinter den hohen, kahlen Bäumen schimmern sah. In Alexanders Arbeitszimmer erlosch jetzt das Licht, dann wurden die Fenster des Eßzimmers hell. Wieder stand das Rätsel um Alexanders Tod wie eine Drohung vor ihr. Von Elise hatte sie nie mehr etwas gehört. Nach der Gerichtsverhandlung war sie ihrem Blickfeld gänzlich entschwunden. Man vermutete, daß sie zu ihrer Schwester nach Berlin gezogen war, aber ob sie wirklich dort war, wußte Susanne nicht.

Clemens fragte, ob er weiterfahren dürfe. Sie sah ihn einen Augenblick an, nickte dann, und während der Motor ansprang, legte sie die Hand leicht auf sein Knie, das der kurze Fahrpelz nicht mehr bedeckte. Schon nach der ersten Biegung war nichts

mehr zu sehen von dem Haus zwischen den hohen Bäumen. Es blieb endgültig zurück, aber es schien Susanne jetzt, als hätte sie wirklich alles mitgenommen und nur leere Mauern zurückgelassen.

Es gibt kein Zurück, dachte sie, während sie durch die regen-schwere Dunkelheit des Spätherbstes fuhr; denn kein Ort, den man einmal verließ, wird der gleiche sein, wenn man wiederkehrt. Es gibt niemals ein Zurück, so wenig, wie ein Strom die Richtung seines Laufes wenden kann. Was in manchen Stunden leuchtende Wiedergeburt des Vergangenen scheint – es ist nichts als der treibende Ufersand der Gestade, an denen das Wasser einst vorüberglitt. Je stärker die Strömung ist, um so weiter reißt sie die Spuren längst verlassener Inseln mit sich, doch endlich verliert sie auch das letzte Körnchen des Sandes – es sinkt auf den Grund, die Fluten eilen weiter.

Und die Sehnsucht? Sie wiegt leicht, sie ist ganz ohne Schwere, tanzendes Blatt auf dem Wellenkamm! Und darum gleitet sie mit, süß und bitter, beseligend und schmerzhaft, so lange, bis sich die Fluten am letzten Tage ins Meer ergießen.

Bald kam der Schnee, die langen Winterabende, die dunkel verhangenen Morgen, wenn sie erwachten. Das kleine Haus mit seinen gewaltigen Kachelöfen war warm und behaglich, und sie liebten es.

Auf dem Speicher standen große Kisten mit Büchern, die sie mit herübergenommen hatten. Sie lasen viel an den langen Abenden, und immer häufiger geschah es, daß Susanne vorlas und Clemens zuhörte. Vor allem anderen liebte er die Philosophen und die Dichtung des alten Griechenlands, und immer wieder kehrte er in Abständen dorthin zurück.

Er sagte einmal zu Susanne, daß er erst jetzt, wenn sie ihm vorläse, die Vollkommenheit der Sprache ganz erfassen könne und auch erst jetzt manches in der Tiefe seines Sinnes. Er fragte sie auch, ob sie nie daran gedacht hätte, Schauspielunterricht zu nehmen, sie hätte in ihrer Stimme und der doch gänzlich ungeübten Wiedergabe des Gelesenen bereits etwas Mitreißendes und so Ausdrucksvolles, das wohl nicht nur ihn ganz in seinen Bann ziehen würde.

»Nein, ich habe nie daran gedacht. Ich besitze wohl auch nicht genug Ehrgeiz dazu, und das braucht man gerade dazu unbedingt. Ich glaube, mir ist immer alles zu leichtgefallen; wie man sieht, hat also auch das seine gerechte Schattenseite.«

Er saß zu ihren Füßen, umfaßte jetzt ihre Knie.

»Ich bewundere große Leistungen bei jedermann, Susann, und ich habe auch nichts gegen ehrgeizige Frauen«, er lachte jetzt leicht, »nur so eine Kleinigkeit Angst, daß mir eine von ihnen persönlich gehören könnte, so ein bißchen Sorge, daß ich dann vielleicht irgendwohin laufen müßte, um zu versuchen, mir außer Hause Frieden und Harmonie zu erkaufen.«

Sie strich lächelnd über sein Haar, dann sah sie ihn einen Augenblick nachdenklich an.

»Du hast recht, Clemens, für dich persönlich recht. Aber du vergißt, daß es nicht wenige Ehen gibt, in denen die Frau dem Manne überlegen ist an Fähigkeiten oder an ursprünglich männlichen Eigenschaften, zu denen auch die Freude und der Mut zum Kampf um den Platz an der Sonne gehören. Sie tauschten unbewußt die Plätze. Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, daß das Gefahren birgt.«

Sie lächelte. »Nicht jede von uns hat das Glück, einen wirklichen und gänzlich ausgewachsenen Herrn und Gebieter zu bekommen.«

Funkelnder Spott war jetzt in seinen Augen: »Also stünde auch die Frau des zwanzigsten Jahrhunderts einem Dschingis-Khan zum Beispiel, bei dessen Tod ein gutes Dutzend seiner Lieblingsfrauen verbrannt wurde, tatsächlich noch nicht so ganz verständnislos gegenüber?«

»Er fände vielleicht noch immer mehr Verständnis als ein Männlein, das sie niemals dazu kommen ließ, zu spüren, wie gut es tut, wenn man einen mit allen männlichen Vorzügen und Schwächen gesegneten Mann, einen wirklichen Mann also, ganz einfach bezwingt, vielleicht für ein Leben, vielleicht auch nur für einige Stunden.«

Er sah zu ihr auf, zu ihrem Gesicht, so bezaubernd schön, spöttisch, lockend und zärtlich. Plötzlich fiel ihm ein, daß sie manchmal ein kleines Lied sang: »... weil ich dir bin untertan wie das

Schiff dem Steuermann ...« Er wußte, daß es ein altes Lied war und daß sie nur diese wenigen Zeilen davon kannte. Aber schließlich waren sie ja auch viel wichtiger als der ganze übrige Text, der ihn keinen Schimmer interessierte.

Wie der Schnee draußen leuchtete! Es war alles wie verzaubert in diesem Winter, und es wurde immer schlimmer, immer gefährlicher, immer ausschließlicher von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht.

Er legte den Kopf auf ihre Hand, die auf ihren Knien ruhte. Als er dann aufsaß, nickte sie kaum merklich. Das gleiche Lächeln lag noch immer auf ihrem Gesicht.

Im nächsten Frühjahr zogen sie wieder im Herrenhaus ein. Nach dem wohligen Dahindämmern begann das Leben wieder anspruchsvoll und hoffnungsfreudig. Das erste Jahr war ein gutes für sie gewesen, ein Anfang, besser noch, als sie erwartet hatten. Wenn auch die Wirren der Inflation, die ihrem Höhepunkt zuzuging, für ständige und fast immer unangenehme Überraschungen sorgten, so wurden doch ihre eigentlichen Sicherheiten dadurch nicht berührt, und die lastenden Schulden waren bis auf den letzten Pfennig getilgt. Von dem, was sie als Überschuß bezeichnen durften, ließen sie gleich zu Beginn des Frühlings die notwendigen Reparaturen an den Häusern der Gutsarbeiter ausführen.

Das Inspektorhaus bezog nun ein junger Inspektor mit einem runden blonden Schädel. Er war noch unverheiratet und bis vor kurzem auf einem Gut in der Lausitz tätig gewesen, das bis auf einen winzigen Rest unter den Hammer gekommen war. Er brachte das beste Zeugnis mit, denn es war wahrhaftig nicht sein Unvermögen, daß dort alles zu Ende gegangen war.

Clemens zuckte die Schultern, als er von dem verschuldeten Gut sprach. Diese Fälle waren jetzt leider zu häufig, um sich lange damit aufzuhalten.

Wenn Susanne später an die Geschehnisse dieses Sommers dachte, waren sie in ihrer Erinnerung wie eine harte und schwermütige Melodie. Noch Jahre nachdem alles in ihr wieder still geworden

war, konnte es geschehen, daß Bilder, Klänge und Gerüche dieses Frühsommers unwirklich nahe waren, verdichtet zu dieser Melodie, die immer wieder aufklang, wenn sie an hellen Junitagen durch das Haus ging.

Den spröden und doch erregenden Auftakt hatte die Szenerie des weiten, lichtdurchfluteten Treppenhauses umrahmt. Es war später Nachmittag. Susanne kam die breite Treppe herunter und verhielt plötzlich ihren Schritt, ganz starr vor Verwunderung.

Im Treppenhaus saß auf einem der Sessel ihre Kusine Cornelia Goddenfield, umgeben von Koffern, Lederbehältern und Hutschachteln. Sie wandte jetzt den schmalen Kopf mit dem tiefdunklen Haar Susanne zu. Der Ausdruck ihres Gesichtes war maskenhaft starr, als sei sie blind und lausche allein dem Geräusch von Susannes Schritten entgegen.

Ihr Gesicht war knochig geworden, die Züge waren jetzt hart geprägt. Susanne dachte flüchtig, daß über Cornelia stets das Damoklesschwert der Magerkeit geschwebt hatte, so wie andere Frauen die unheilvolle Verheißung wachsender Fülle mit sich tragen.

Susanne bezwang das sekundenschnell aufflammende Befremden und rief, noch auf der Treppe stehend:

»Cornelia, das ist eine geglückte Überraschung und außerdem die netteste, die du dir ausdenken konntest!«

Je näher sie ihrer Kusine kam, um so stärker wurde dieses Fluidum von Kälte und Verslossenheit, das Susanne die Empfindung gab, gegen eine Mauer anzulaufen.

Cornelia reichte ihr eine kühle, ganz kraftlose Hand: »Es ließ mir keine Ruhe, ich mußte endlich einmal sehen, wie es dir geht.«

Während sie nach oben gingen, fragte Susanne etwas vorwurfsvoll, warum sie nicht wenigstens vom Bahnhof aus Nachricht gegeben hätte, damit ein Wagen sie hole.

Zum erstenmal seit ihrem Hiersein lächelte Cornelia. »Wozu diese Umstände, Susann? Ein Taxi hat den gleichen Dienst getan.«

Susanne ließ das gelbe Biedermeierzimmer für Cornelia richten und begleitete sie auf ihren Wunsch nach oben. Während Cor-

nelia in dem angrenzenden Raum mit ihrem Bad beschäftigt war, setzte sich Susanne auf eine der Mahagonikommoden. Sie sah sich in dem Zimmer um und fand nichts zu tadeln. Das blanke Holz der Möbel schimmerte, die reich gerafften Gardinen hoben noch die Helle, und Felix hatte trotz der Eile nicht vergessen, eine Schale mit Glockenblumen auf den runden Tisch zu stellen.

Ein sanfter, hübscher Kontrast zur Bernsteinfarbe der Möbel war das Silbergrau der Tapete mit seinem Wechsel von matten und glänzenden Streifen. Aus einem Kirschbaumrahmen schienen die süßen, ernsten Augen eines kleinen Mädchens, das von violetterem Samt umbauscht neben einem mächtigen Bernhardiner saß, den Raum zu beherrschen. Die Schäferpendüle unter ihrem Glashauss tickte. Felix pflegte an jedem Freitagabend mit einer Kassette voller Uhrenschlüssel durch das Haus zu gehen, um auch in den entferntesten Räumen das leise, stetige Leben zu erhalten.

Susannes Augen wollten gerade den befriedigenden Rundgang durch den Raum beenden, als sich ihr die Empfindung aufdrängte, daß seine sanftgetönte, etwas biedere Freundlichkeit als Rahmen für Cornelia eigentlich sehr gedankenlos gewählt war. Doch ließ sich das noch immer ändern, wenn Cornelia und die wohl-erzogen lächelnde Biedermeieratmosphäre des Zimmers sich als gar zu halsstarrige Kombination erweisen sollten.

Die Badezimmertür stand halb offen, und Susanne rief:

«Cornelia, ich bin begierig auf deine Reiseberichte. Ich weiß nicht einmal, wo du warst. Dein Glückwunschtelegramm zu unserer Hochzeit kam aus Madrid. Ich ahnte ja, daß du es in England wieder nicht lange aushalten würdest.»

«Balearen, Nordafrika, Spanien, eine altbekannte Route mit einigen neuen Gebrechen behaftet. Spanien bietet wie eh und je Steine und frenetisches Geschrei um zerschundenes Rindvieh, Afrika ebenso unverändert Sand und Hitze und die Riviera als Nachkriegsattraktion amerikanische Waffenfabrikanten.»

«Aber Cornelia, du hast doch bisher immer recht gut verstanden, selbst den Luxushotels die besten Seiten abzugewinnen! Wo hast du nur deinen Humor gelassen?»

«Das ist er doch, meine Liebe!»

»Cornelia, ich ahne, du gedenkst dein Zigeunerleben aufzugeben und in Essex seßhaft zu werden?«

»Alle guten Geister mögen mich davor bewahren! Essex ist auf die Dauer ein unerträglich langweiliger Ort!«

»Ich könnte mir denken, daß er nicht ermüdender ist als deine altgewohnten Routen, deren Glanz erloschen und vielleicht nie mehr aufzupolieren ist!«

»Susanne, Liebling, deine Ehe ist sehr glücklich, ja? Du strahlst noch unter halbgeschlossenen Türen eine seltsam unwirkliche Atmosphäre von Zufriedenheit aus, und deine kleinen Weisheiten muten geradezu patriarchalisch an. Du gestattest mir, neugierig und voller Spannung auf die erste Begegnung mit deinem Mann zu sein?«

Cornelia stand jetzt auf der Schwelle. Sie sah noch Susannes Lächeln, das ihren letzten Worten galt. Ein Schimmer dieses Lächelns blieb, als Susanne sagte: »Du weißt, daß Clemens noch im letzten Kriegsjahr verschüttet und verwundet wurde? Sein Gesicht ist bis zur Unkenntlichkeit entstellt.«

Mit einer Handbewegung schien Cornelia Susannes letzte Worte wegzustreichen. »Ich weiß es natürlich längst von Tante Eugenie. Du bist trotzdem glücklich mit ihm?«

»Cornelia, ich ahnte nicht einmal, daß man so glücklich sein kann.«

»Was für Worte, Susann! Sie haben zumindest Seltenheitswert. Aber ich hätte eigentlich wissen können, daß die Dinge so aussehen und nicht anders, denn ihr wart immer sehr eigenwillige Menschen, du und Alexander. Ja, auch Alexander! Eine seiner gewalttätigen Passionen war es, andere Leute belehren zu wollen.«

»Alexander? Wie kommst du darauf? Er war doch stets großzügig und nicht zuletzt den Schwächen anderer gegenüber!«

Cornelia setzte sich in einen der Sessel, faltete die Hände mit seltsam umständlichen Bewegungen im Schoß und sah Susanne unverwandt an. Dann sagte sie langsam, jedes Wort klar betonend, doch nicht ohne Spott in der Stimme: »Du hieltest Alexander also für tolerant? Nein, das war er wahrhaftig nicht, er war im Gegenteil sehr engherzig. Siehst du, Susanne, ich habe

dir das nie gesagt, aber im Grunde meines Wesens war Alexander mir sehr fremd.«

Susanne starrte ihre Kusine für Augenblicke fassungslos an. »Ich verstehe dich nicht, Cornelia. Ich hatte stets den Eindruck, daß dich mit Alexander über die pflichtmäßigen verwandtschaftlichen Beziehungen hinaus eine gute Freundschaft verband. Und warum versuchst du jetzt nach seinem Tode plötzlich einen luftleeren Raum zwischen dir und ihm zu schaffen?«

Zum erstenmal seit ihrem Hiersein löste sich die Starre von Cornelias Zügen. Eine plötzliche Lebhaftigkeit hob sie hinweg wie einen Schleier.

»Ich erinnere mich, Susann, schon als Kind hatten deine Erzählungen und Aussprüche oft eine auffallende Bildkraft. Wie hübsch du das jetzt wieder gesagt hast: einen luftleeren Raum schaffen zwischen mir und Alexander! Es ist ja ganz unwichtig, was du damit eigentlich sagen willst – natürlich bedaure ich Alexanders Tod aufs tiefste –, aber die Art, wie du das eben sagtest, war reizend und beruhigend vertraut!«

Sie ging auf Susanne zu und küßte leicht ihre Wange. »Ich glaube, ich werde mich hier wohl fühlen.«

»Ich hoffe es von Herzen!«

Cornelia begann sich wieder mit ihrer Toilette zu beschäftigen. Der Duft eines betäubend schweren Parfüms blieb bei Susanne zurück. Cornelia hatte immer eine Vorliebe für schwere exotische Düfte gehabt, und es war früher ein eigenartiger und reizvoller Kontrast zu ihrer knabenhaften Erscheinung und eine Harmonie zu der Extravaganz ihrer Kleidung gewesen. Jetzt war es, als stünde dieser schwere, aufreizende Duft allein und aufdringlich im Raum, ohne jegliche versöhnende Beziehung zu dem mageren Geschöpf mit der trockenen, gelblichen Haut, das Cornelia Goddenfield heute war.

Mit einer nachlässigen Bewegung streifte sie jetzt den Morgenmantel von den Schultern. Als schillerndes Häufchen sank er auf dem Boden zusammen. Sie suchte in einem ihrer Koffer herum, mit hochhackigen Pantöffelchen und dunkler, eleganter Seidenwäsche bekleidet. Nichts hätte deutlicher und eindringlicher ihren körperlichen Verfall betonen können.

Susanne fühlte, wie Bedauern sie überkam, eine leise Wehmut, wie sie sie empfand, wenn sie eine Blüte welken sah. »Cornelia, bist du krank gewesen? Du bist etwas gar zu betont Garçonne geworden!«

Ihre Kusine antwortete nicht gleich; erst viel später, als brauche sie diese große Spanne Zeit für Verstehen und Antwort, sagte sie: »Ich bin wieder völlig gesund.«

»Du warst also krank? Ich hatte keine Ahnung davon.«

»Nein, ich war nicht krank, nur etwas überanstrengt vielleicht, das ist alles. Bitte, bemühe dich um Gottes willen nicht um derartige Lappalien, die außerdem längst vergangen sind!« Wieder war ihr Gesicht starr und ohne Leben.

Susanne erinnerte sich plötzlich, daß es Cornelias schmaler Körper in einem Negligé aus weißer Chinaseide gewesen war, der in ihr zum erstenmal die Ahnung seiner Schönheit weckte. Sie sah sich als Kind im Ankleidezimmer ihrer Kusine auf Longvalley, dem Goddenfieldschen Besitz in Essex, dessen einzige Erbin Cornelia war. Cornelia wußte damals wohl nicht, was ihre Kinderaugen schon wahrnahmen, und während sie sich an- und auskleiden ließ, durfte Susanne nach Herzenslust mit ihren Bändern, Spitzen und Schleiern spielen, und die Zofe wurde lachend zurechtgewiesen, wenn sie Susanne diese oder jene modische Kostbarkeit entziehen wollte.

»Kleines Vögelchen«, so pflegte Cornelia sie mitunter zu nennen, »du sollst ruhig schon lernen, aus dem Wust von Zierat das herauszupicken, was die Herren der Schöpfung bezaubert. Du versprichst eine Schönheit zu werden, doch das genügt nicht, mein Herzchen, du mußt auch lernen, klug zu sein, damit nicht nur andere Nutzen ziehen aus einer solchen Gabe.«

Sie besaß alles außer einem Schimmer echter Weiblichkeit. Doch das Air der großen Welt, das sie umgab, die äußere Zurückhaltung und die sichere Anmut, die man ihr anezogen hatte, verbargen vor der Welt das Prinzip, nach dem sie wirklich lebte, das egozentrische Prinzip der geborenen Abenteurerin.

Sie war ungewöhnlich intelligent, in den Dingen der Liebe erfahren und großzügig, doch sie wußte fast nichts von der letzten, verborgensten Region in einem Mann, wo unbeirrt von der Herr-

schaft der Sinne die Erwartung des Außergewöhnlichen lebt, des einzig und allein wirklich Überraschenden für ihn, die reine, die glühende oder sehnsüchtige Begierde auf das, was ihm selbst verlorenging vor einer unbekanntem Ewigkeit, als aus seinem Geist und seinem Fleisch die Gefährtin geschaffen wurde, und das er finden muß, um wieder ein Ganzes zu werden.

Clemens kam erst kurz vor der Abendbrotzeit von den Feldern. Er fand Susanne und ihren Gast auf der Terrasse. Cornelia war jetzt ganz in Weiß, das brüsk von ihrer gelblichen, welken Haut und dem tiefdunklen Haar abstach. Clemens brachte sie mit schnell erlahmendem Interesse in der ihm wohlbekanntem Klasse von Menschen unter, die Beachtliches opfern würden, um wenigstens hin und wieder von ihrer konstanten Langeweile befreit zu werden. Er wunderte sich etwas, denn nach Susannes Schilderungen hatte er sich eine ganz andere Vorstellung von ihr gemacht.

Er badete und zog sich um. Im Frühsommer dieses Jahres gab es kaum einen hellen, sonnigen Tag, dem nicht in den Abendstunden ein Gewitter folgte. Auch heute drohte es am Himmel, doch schien es sich nicht hier entladen zu wollen, und sie konnten unter der Rotbuche zu Abend essen. Cornelia stocherte ein wenig in den Speisen herum und aß winzige Portionen. Irritierend war das ruckartige Hinundherfahren ihrer Augen von einem zum anderen, wenn Clemens und Susanne zusammen sprachen.

Während Clemens seine kurze Pfeife rauchte, fiel ihm endlich ein, woran ihn diese Lady Goddenfield erinnerte: an die Alpträume der Kinderjahre, in denen irgend etwas Schweres, Quälendes auf dem Körper lastet, ohne einen Laut von sich zu geben.

Diese Feststellung stimmte ihn nicht gerade geduldiger, denn nichts ersehnte er nach einem arbeitsreichen Tag so sehr wie den Frieden und die Heiterkeit der abendlichen Stunden mit Susann.

Es wurde Mitternacht, und eben noch hatte Cornelia behauptet, ganz frisch zu sein. Clemens erhob sich; er müsse morgen früh mit den Hühnern wieder hinaus. Er beugte sich über Cornelias Hand und hatte einen Augenblick das Gefühl, eine trockene kleine Krallen zu berühren.

Susanne kam ihm eine gute Stunde später nach. Sie setzte sich auf den Rand seines Bettes, und er zog sie zu sich.

Sie nahm sein Gesicht in ihre Hände. »Du darfst ganz ehrlich sein, mein lieber Clemens!« Sie schnitt eine Grimasse von drolliger Skepsis.

»Auf die Gefahr hin, daß du mich für einen unhöflichen Patron hältst: Ich bin bereits ein viel zu alter Knabe, um auch nur einen oder gar eine ganze Serie unserer Abende zu verschwenden. Letzten Endes ist jeder unwiederbringlich. Ist sie krank? Du hattest sie mir ganz anders geschildert!«

»Ich vermutete es auch sofort, aber sie behauptet, nur etwas überanstrengt zu sein. Doch sie ist erschreckend mager geworden. Vielleicht ist es eine verfahrenere Liebesgeschichte, die ihr zu schaffen macht? Sie ist nicht mehr jung, aber noch lange nicht zu alt, um vor dem ewigen Spiel dieser Mächte sicher zu sein.«

Sie begann ihm ein Bild von der früheren Cornelia zu malen. Sie lag dabei in der Beuge seines Armes, und die Absonderlichkeiten ihrer Kusine verloren etwas an Wichtigkeit, für diesen Abend zumindest.

Die Wochen, die nun folgten, glichen diesem ersten Tag. Susanne hatte immer wieder versucht, ihrer Kusine in der alten Weise nahezukommen, doch es wollte ihr nicht so recht gelingen.

Grandjour wäre nun groß genug gewesen, um zwei Menschen, die sich nicht mehr viel zu sagen hatten, ihre eigenen Wege gehen zu lassen, aber das Zermürbende für Susanne war die neue Eigenart ihrer Kusine, sie fast ständig zu begleiten, obwohl sie die einzelnen Stationen in Susannes Tageslauf, das Hühnerhaus, das Rentamt, die Gärtnerei und die Küche nicht im geringsten interessierten. Sie machte höchstens zu diesem und jenem mokante Bemerkungen, blieb sprunghaft launisch, war auch nicht selten völlig schweigsam und beleidigend unnahbar.

Aber auch alle Vergnügungen, die Susanne für sie ersann, konnten kaum den Schimmer eines Interesses bei Cornelia wecken. Für Susanne war das um so erschreckender, als Cornelia nie blasiert gewesen war. Obwohl es nicht allzu viele Genüsse gab, die ihr nicht zugänglich gewesen wären, hatte es zu ihren anzie-

hendsten Eigenschaften gehört, daß sie sich durchaus die Freude daran bewahrt hatte.

Zu ihrem 22. Geburtstag im Juli hatte sich Susanne in ihrem praktischen Sinn die Wiederinstandsetzung eines der beiden Tennisplätze gewünscht. Clemens behauptete, freudig überrascht zu sein, daß sie endlich einmal einen Wunsch äußerte, und ließ den Platz sofort in Ordnung bringen. Bereits im Mai wechselten sie dort die ersten Bälle.

Früher war Cornelia eine passionierte Spielerin gewesen. Aber auch Susanne war eine Partnerin, die selbst einem Könner Freude machen konnte. Jetzt hatte Cornelia nach einem halben Satz den Schläger beiseite gelegt und erklärt, es wäre ihr heute unverständlich, wie man seine Kräfte in derart sinnlosem Herumjagen erschöpfen könnte.

Clemens und Susanne hatten sich auf den Plätzen von Schloß Friedrichshöh gut eingespielt, und jetzt nutzten sie gern das erste Frühlicht zum Spiel. Es war dann noch nachtkühl, und sie waren ausgeruht und voller Kampfesfeier. Die Plätze lagen am Rand des Parkes, umgeben von taufrischen Wiesen und alten Bäumen, deren Wipfel die ersten Strahlen der Sonne berührten.

Doch wurde ihnen dieser morgendliche Genuß nur wenige Male gegönnt, dann hockte wie ein Nachtmahr, zerknittert und mäßig frisiert, Lady Goddenfield auf einer der weißgestrichenen Bänke dabei. Ein schwerer Parfümdunst ging von ihr aus und verärgerte die Nasen, die sich eben noch mit der frischen Klarheit der Morgenluft wohligh vollgesogen hatten.

Sie schien nur wenige Stunden Schlaf zu benötigen, denn wenn sie endlich lange nach Mitternacht in das gelbe Biedermeierzimmer hinaufgegangen war, brannten oft noch stundenlang die Lampen dort.

Trotzdem saß sie nicht selten bereits in der Halle, wenn Felix gerade erst vom Dienerhaus herüberkam, und erschreckte ihn, plötzlich aus einem Sessel auffahrend, stets mit den gleichen Worten: »Wann ist die Baronin zu erwarten?«

Er sagte dann mit einer Verbeugung: »Ich wünsche einen guten Morgen, Madame!«, zog seine Uhr aus der Westentasche, verglich sie mit der Uhr in der Halle und gab, als handle es sich um

die Ankunft eines Zuges, die genaue Zeit an, die noch vergehen würde bis dahin.

Von diesem Zeitpunkt an begann er zu wünschen, recht bald unter dem umfangreichen Gepäck der Lady die Treppen hinunterkeuchen zu dürfen. Niemand ahnte, daß auch Susanne die gleichen Wünsche wie Felix hatte, denn Gastfreundschaft galt für sie als ein unumstößliches Gebot, und sie verriet nicht einmal Clemens ihre heimlichen, aber sehr innigen Hoffnungen. Doch Cornelia erwähnte nie etwas von weiteren Reiseplänen. Sie schien einfach ausgefüllt davon, ihre Kusine von morgens bis abends zu begleiten.

Sie waren bis zum Waldsee hinausgegangen. Sein Wasser war klar, und wenn man von der Höhe herunterstieg, lag er als schimmernde Ellipse zwischen hochragenden Tannen und Fichten. Das andere Ufer war flacher; Schilf und Wassergräser wuchsen neben leise wiegenden Inseln von Seerosen, und in der Nacht kamen die Tiere hierher zur Tränke.

Cornelia und Susanne saßen auf dem kleinen sonnenwarmen Holzsteg, an dem die Boote befestigt wurden. Sie waren nur kurz im Wasser gewesen. Es war noch eisig kalt und drang schneidend scharf in jede Pore. Aber es war köstlich erfrischend, und wie bei allen freien, stehenden Gewässern wechselten ständig warme und kalte Strömungen. Oft lagen sie ohne Übergang so hart nebeneinander, daß Susanne vorhin voller Wohlbehagen mit ihren Beinen eiskaltes Schaumgewirbel geschlagen hatte, während um Brust und Schultern das Wasser mit sanfter Wärme geglitten war.

Susanne sah Cornelia von der Seite an. Ihre Kusine trug einen unschönen, grellroten Badeanzug, und ihr Haar war stumpf und ungepflegt. Warum lehnte sie jede Hilfe Alwines ab? Warum bat sie nicht um einen Wagen, um sich in die Stadt fahren zu lassen? Es war offensichtlich, daß Cornelia sich vernachlässigte.

Während Susanne in Gedanken diese und jene Haarsträhne an dem schmalen, dunklen Kopf ihrer Kusine ordnete, schrie Cornelia neben ihr plötzlich auf und glitt mit einer blitzschnellen Bewegung zu ihr hin. Sie verbarg das Gesicht hinter Susanne und umklammerte ihre rechte Fessel mit aller Gewalt.

Susanne war zusammengezuckt bei dem wilden, schrillen Schrei.

»Was ist, Cornelia?«

»Ich sehe ihn, Susann, ich sehe ihn schon.«

»Aber Cornelia, es ist doch niemand hier!«

Sie erhielt keine Antwort, aber auf dem Weg, der aus den höher gelegenen Waldgebieten zum See führte, sah sie jetzt ihren jungen Förster, einen Hühnerhund an der Leine. Er war gerade im Begriff, sich dorthin zurückzuziehen, wo der Weg durch dichten Bewuchs von Hecken und Sträuchern von hier aus nicht mehr sichtbar war.

Sie winkte ihm. »Laufen Sie nicht davon, Pleikart! Kommen Sie her zu uns! Sie haben Lady Goddenfield sehr erschreckt, nun überzeugen Sie sie bitte, daß nichts Gespenstisches an Ihnen ist.«

Der junge Förster kam nur langsam und zögernd näher, er war sichtlich verlegen. Als wenn er die Situation erfaßt hätte, begann in diesem Augenblick ein Eichelhäher auf einer der nahen Erlen mit höhnisch-schmähendem Gekrächze.

»Ich wollte die Frau Baronin nicht stören. Ich dachte, es könnte vielleicht unangenehm sein. Ich kam zufällig hier vorbei, weil ich zu einer der Schonungen auf der anderen Seeseite will.«

»Es ist schon gut, Pleikart. Aber dann wäre es besser gewesen, Sie wären ganz außer Sichtweite geblieben. Sie werden allerdings mit Recht sagen, daß Ihre Schonungen mindestens ebenso wichtig sind wie unsere Baderei hier, nicht wahr? Cornelia«, sie wandte sich wieder ihrer Kusine zu, die noch immer das Gesicht an ihren Rücken preßte, »jetzt schau bitte einmal auf und sieh dir das ganze Unglück an: unser Förster Pleikart, das ist alles!«

Cornelia warf endlich den Kopf mit einem Ruck hoch und sah den Förster stumm und eindringlich an. Sie fand nicht ein einziges belangloses Wort, was das etwas Peinliche der Situation sofort beseitigt hätte.

Als der Förster gegangen war, sagte Cornelia plötzlich: »Ich habe gerade heute nacht so gut geschlafen!«

Die Worte standen ganz zusammenhanglos in der Luft. Doch Susanne verbarg geschickt ihre leise Verwunderung.

»Du schläfst nicht gut, Conny? Ich hatte keine Ahnung davon. Hast du irgendwelche Beschwerden?«

»Nein, nein, ich bin ganz gesund. Meinst du, daß ich heute nacht nicht wieder so gut schlafen werde?«

»Aber sicher, Conny, das Schwimmen wird dir guttun. Es macht immer eine so angenehme Müdigkeit. Wir sollten viel öfter hierhergehen.«

Es wurde ihr plötzlich bewußt, daß sie zu Cornelia nicht anders wie zu einem kranken Kind sprach. – Sie muß krank sein, dachte sie, das sind nicht nur Launen!

»Ich habe das Gefühl, daß dich etwas bedrückt, Cornelia!«

»Laß das doch, ich sage dir, mir fehlt nicht das mindeste!«

Ganz unvermittelt sprach Cornelia dann von gemeinsamen Erinnerungen, die Jahre zurücklagen. Susanne brauchte Zeit, um sich dem jähen Wechsel ihrer Stimmungen anzupassen, aber sie war endlich doch bei der Sache. Sie plauderten zum erstenmal, als hätte es diese seltsamen Wochen nie gegeben. Auch Alexander war in diesen Augenblicken sehr lebendig.

Um so schneidender traf es Susanne, als Cornelia unvermittelt sagte: »Ich will dir etwas sagen, Susann: Was tot ist, ist tot, nicht wahr? Man sollte sich abgewöhnen, Dinge beleben zu wollen, die es gar nicht mehr gibt. Ich sage dir, Erinnerungen sind im Grunde genommen lachhafte Sentiments! Eines Tages wirst du mich verstehen.«

Mit einer energischen Bewegung ihrer mageren Hände schien sie auch die plötzliche Vertrautheit der letzten Viertelstunde wegzuwischen. Sie stand auf.

»Ich schwimme noch einmal hinaus.«

Susanne blieb verwirrt auf dem Holzsteg zurück. Hing Cornelias Veränderung mit ihren letzten Worten zusammen? Hatte sie vielleicht Alexander geliebt und versuchte nun vergeblich, mit seinem Tode fertig zu werden? Doch das erschien ihr eine abwegige Idee und ohne jeden Anhalt.

In diesem Augenblick hörte sie wieder einen Schrei Cornelias, lauter, schriller, sehr viel erschreckender als vorhin. Nicht weit vom Ufer sah sie Cornelias Kopf mit dem feuchtglänzenden Haar und das grelle Rot ihres Badeanzugs. Das Wasser ging ihr

bis zu den Hüften. Sie hatte die Hände über der Brust ineinandergekrampft.

Noch stand der Nachhall des schrillen Schreis in der Stille ringsum, als Cornelia plötzlich zusammensackte. In Bruchteilen von Sekunden schloß sich das Wasser über ihr. An der Stelle, wo sie eben noch gestanden hatte, liefen jetzt zitternd Wasserkreise auseinander, größer und immer größer werdend.

Einen Augenblick war Susanne wie erstarrt, unfähig, einen Finger zu rühren. Dann ließ sie sich von dem Steg ins Wasser gleiten. Sie hetzte die Hunde hoch, und Hera sprang ihr sofort nach, während die Spaniels aufgeregt zu kläffen begannen. Susanne lief durch das Wasser, denn es war hier viel zu seicht, um schwimmend vorwärts zu kommen. Wie zäher Schleim schien ihr das Wasser beim Vorwärtshasten.

Dann stieß ihr Fuß endlich gegen einen federnden Widerstand. Es war hier noch seicht, das Wasser klar. Sie sah den Körper Cornelias lang hingestreckt auf dem Grunde liegen. Sie umfaßte die leblose Gestalt, richtete sie so weit auf, daß der Kopf über Wasser kam, doch fiel er sofort hilflos in den Nacken zurück. In die tiefe Blässe des Gesichtes mischte sich ein bläulicher Schimmer.

Sie versuchte Cornelias Körper zum Ufer zurückzuzerren, von Hera, deren Zähne keinen Halt fanden, nur schwach unterstützt. Sie hatte nie geahnt, daß ein so schmaler Körper so schwer sein konnte. Sie keuchte unter der Last und durch die zitternde Erregung.

Dann endlich hatte sie Cornelia in das Ufergras gebettet, und sie ballte einen Augenblick beide Fäuste vor Hilflosigkeit. Sie sah Hera an, die hechelnd und erregt neben dem leblosen Körper saß, die Augen voll Temperament und Feuer. Die Hündin würde wahrscheinlich wissen, was zu tun war!

Dann ebte ihre Erregung ab. Sie kniete neben Cornelia nieder. Ihre Fingerspitzen tasteten an ihrem Hals entlang. In der Halsgrube glaubte sie zu spüren, daß schwach und unregelmäßig ein leichter Widerstand gegen den suchenden Finger schlug. Mit einem Ruck drehte sie den leblosen Körper auf die Brust, dann umfaßte sie ihn in der Taille und schüttelte ihn so kräftig, wie

sie es vermochte. Doch schwer und hilflos hing der nasse Körper zwischen ihren Armen. Sie begann von neuem, dann ein drittes, ein viertes Mal.

Endlich erbrach Cornelia. Das Wasser stürzte in einem Schwall aus ihrem offenen Mund. Sie hustete, sie wurde blaurot von der Anstrengung dieses keuchenden Hustens. Sie begann die Arme zu bewegen. Ziellos fuhren sie durch die Luft.

Susanne ließ aufatmend ihren Körper sinken. »Cornelia, hörst du mich wieder?« Sie rief es ganz nahe an Cornelias Ohr.

Das Rudern der Arme hörte auf, und dann kam Cornelias etwas heisere Stimme: »Ja, ich höre dich. Was ist mit mir?«

Sie drehte sich auf den Rücken, starrte in den Himmel über sich und schien nachzudenken. Plötzlich zogen sich ihre Augen wie durch einen jähen Schmerz zusammen.

Susanne, noch immer im Glauben, daß Cornelia noch nicht bei vollem Bewußtsein sei, rief laut und nahe ihrem Ohr: »Du bist im Wasser ohnmächtig geworden. Fühlst du dich wieder besser?«

Cornelia hob beide Hände und hielt sich die Ohren zu. »Warum schreist du nur so? Ich höre längst wieder!«

In ihrer Stimme schwang unverkennbar Ungeduld und Ärger mit.

In Susannes Freude mischte sich Verblüffung. Sie setzte sich auf, kauerte mit angezogenen Knien neben ihrer Kusine. »Das hätte auch anders auslaufen können, Conny. Ich habe auch nie geahnt, wie schwer du bist, du hast mir tüchtig zu schaffen gemacht. Aber es ist ja alles gut gegangen, das ist das wichtigste. Nur möchte ich dich unbedingt bitten, einmal einen Arzt aufzusuchen. Ich glaube, du hast selbst keine Ahnung, wie verändert du bist seit deinem letzten Besuch bei uns. Wir können schon morgen zu einem Arzt nach Breslau fahren. Wenn wir zeitig aufbrechen, sind wir am Spätnachmittag wieder hier.«

»Ich wüßte nicht, was ich dort sollte! Aber viel interessanter ist mir die Tatsache, daß du mich aus diesem Gewässer gezerzt hast! Wie freundlich von dir – und wie sinnvoll!«

Sie lachte jetzt, sie schien sich köstlich zu amüsieren.

»Stell dir vor, du hättest mich nun nicht herausgefischt«, sie

schnippte mit dem Finger in die Luft, »genauso wichtig wäre das gewesen! Kein Hahn hätte nach mir gekräht, und ich habe nun einmal den seligsten Glauben, daß nachher absolut nichts mehr kommt. Es ist eine schlechte Gewohnheit, daß die Leute unter Klagegeschrei herbeistürzen, wenn jemand ins Wasser fällt, um ganz angenehm zum Finish zu starten, und ihn wieder herauszerren!«

Susanne war gleichermaßen erschrocken, verblüfft und erheitert.

»Cornelia, wenn du Wert darauf legst, kann ich dich bei der nächsten passenden Gelegenheit deinem Schicksal überlassen. Aber ich bin dafür, jetzt nach Hause zu gehen. Im übrigen bin ich recht froh, daß du wieder auf dem Trockenen bist, was du auch selbst immer dazu sagen magst, Cornelia!«

Sie machte sich daran, ihre Badesachen zusammenzusuchen. Sie hatte plötzlich eine unbändige Sehnsucht nach Clemens. Sie wollte so schnell wie möglich seine Stimme hören, ihre Hände in die seinen legen, die vertraute Sicherheit seiner Nähe spüren nach all dem undurchsichtigen Wirrwarr, der um Cornelia war. Sie fühlte jetzt auch die Nachwehen der Erregung und der körperlichen Anstrengung.

Doch wie beiläufig sagte sie noch: »Du bist einverstanden, Cornelia, daß wir morgen nach Breslau fahren?«

»Um einen dieser Zauberlehrlinge aufzusuchen? Nein, meine Liebe, ich denke gar nicht daran. Du benimmst dich, als wenn ich ein krankes Kind wäre. Mir gefällt es hier sehr gut, immer besser von Tag zu Tag!«

»Ich hatte oft das Gefühl, daß es durchaus nicht so wäre. Aber wenn du es sagst, muß ich es wohl glauben.«

Sie gaben für Augenblicke jeden Versuch auf, mit verdeckten Karten zu spielen.

Am nächsten Tag war Cornelia krank und blieb im Bett. Sie fieberte, hustete und konnte sich kaum verständlich machen vor Heiserkeit. Sie war aber auch unfähig, Susanne zu begleiten, und Susanne in ihrer augenblicklichen Erleichterung sah öfter nach ihr, als nötig gewesen wäre. Als sie einen Arzt holen lassen wollte, lehnte Cornelia entschieden ab.

Gegen Abend saß Susanne an Cornelias Bett. »Worauf hättest du Appetit, Cornelia? Was kann ich dir zurechtmachen lassen?« Cornelia schüttelte nur den Kopf. Sie war noch immer sehr heiser. Sie wollte nichts essen, doch sagte sie, daß das Unangenehmste der dauernde Hustenreiz wäre; in der Nacht würde er sicher unerträglich werden.

»Hast du Tabletten im Haus, Susann?« Sie sprach leise und ein wenig krächzend. Ihr Gesicht hatte einen flackernden, gespannten Ausdruck.

»Natürlich. Am besten bringe ich dir Codein, es dürfte am sichersten wirken.«

»Codein? Das ist ausgezeichnet! Du hast es im Haus?«

»Felix hatte in diesem Frühjahr lange mit einer Erkältung zu tun, daher stammt es. Ich will es dir gleich holen.«

In der Nacht schlief Cornelia gut, wie sie erzählte, aber gegen Morgen wurde sie von heftigen Schmerzen befallen, die unterhalb des rechten Rippenbogens lokalisiert waren und bis zur Schulter ausstrahlten. Jetzt hatte Cornelia nichts mehr dagegen, daß Susanne Dr. Beerwein anrief, den Hausarzt Tante Melanies.

Als der Arzt eintraf, wand sich Cornelia bereits stöhnend in den furchtbarsten Schmerzen. Er stellte eine Gallenkolik fest.

»Es bleibt nichts als eine Morphiumspritze, gnädige Frau! Ein kleiner Stich – Sie werden ihn kaum spüren –, und die Erleichterung danach dürfte vollkommen sein!«

Cornelia nickte schwach. Unter halbgeschlossenen Lidern beobachtete sie, wie Dr. Beerwein die Spritze zurecht machte.

Die Schmerzen ließen dann sehr bald nach, Cornelia schien wie erlöst. Sie dankte dem Arzt mit einem Lächeln, in dem ein Schimmer der einstigen Cornelia zu leben schien, die schon mit einer kleinen Geste zu faszinieren wußte.

»Sie sind ein Zauberer, Doktor. Man sollte Ihrem Gewerbe sehr viel Anerkennung zollen!«

Dr. Beerwein verbeugte sich dankend. Es zuckte leicht um seine Mundwinkel, als er sagte:

»Sie können sich nicht vorstellen, gnädige Frau, was gerade ein Lob aus dem Munde derer für mich bedeutet, die mit Baronin

von Rettwitz verschwägert sind. Sie erklärte mir nämlich vor kurzem, daß fast alle Ärzte Maulwürfen glichen: »Sie graben im Dunkel, lieber Doktor, und das Ergebnis ihrer Arbeit sind Erdhügel!«

Selbst Cornelia preßte beide Hände unter den Rippenbogen und überließ sich für Augenblicke der Heiterkeit.

Sie ruhte dann, während Susanne mit Dr. Beerwein, der später noch einmal nach Cornelia sehen wollte, durch den Park ging. Dr. Beerwein war ein passionierter Kunstsammler, und in Grandjour fand er stets reiche Augenbeute. Mit der Abfahrt beeilte er sich deswegen nie.

Cornelia war entgegen Susannes Befürchtungen eine sehr angenehme Patientin. Sie ergab sich klaglos den harten Diätvorschriften, die Dr. Beerwein gab, und ihre Stimmung war nun ausgeglichener. Doch mit grausamer Beharrlichkeit stellten sich noch mehrere Male die Schmerzattacken ein, die nur die Injektion zum Abebben bringen konnte.

Am Tage ihrer ersten Gallenkolik bat Cornelia Susanne zu deren grenzenlosem Erstaunen, der Chinesin zu telegrafieren. Sie hätte sich während dieser erzwungenen Ruhe so manches durch den Kopf gehen lassen, und sie litte nun darunter, daß sie Tah in manchen Dingen Unrecht getan hätte. Doch erzählte sie nichts Näheres, und Susanne drängte sie auch nicht dazu.

Bereits zwei Tage später saß die Chinesin am Bett ihrer Lady, kurzbeinig, gelb, schweigsam, ganz so, wie Susanne sie in der Erinnerung vor sich gesehen hatte. Sie besorgte nun ihre Herrin ganz allein. Ihre Puppenhände waren sanft und geschickt, und ihre Pflege schien Wunder zu wirken. Die Koliken hörten auf, und Cornelia konnte endlich das Bett verlassen.

Sie schien jetzt Grandjours Schönheiten wahrzunehmen, sie sagte allen nur Liebenswertes und war sehr oft sogar von einer sprühenden Laune.

»Weißt du, Susanne«, sagte sie eines Tages, »ich bin der Meinung, diese Erkrankung steckte schon wochenlang in mir. Galle und Stimmung sollen ja besonders innig verkoppelt sein, nicht wahr?« Seit ihrer Genesung dachte sie auch nicht mehr daran, Susanne ständig zu begleiten.

Tah hatte ein Zimmer neben Cornelia bezogen. Sie wechselte mit dem anderen Personal nur die notwendigsten Worte und bekam auch ihre Mahlzeiten auf ihre Bitte hin in ihr Zimmer gebracht.

Wenn sie nicht ihre Zofenpflichten bei der Lady beschäftigten, sah man sie oft im Park. Sie trippelte dort über den Weg, die Hände in den weiten Ärmeln ihres Kimonos versenkt, den sie stets anlegte, wenn ihr ihre Stunden allein gehörten. Manchmal saß sie dann in vollkommener beherrschter Anmut minutenlang gänzlich bewegungslos unter einem der Bäume, deren Samen einst in ihrer fernen Heimat geruht hatte.

Vielleicht wäre Lady Goddenfield mit ihrem schweigsamen gelben Schatten zu Beginn des Herbstes abgereist, wie sie plante, und hätte Grandjour im Frieden der Unwissenheit hinter sich gelassen, wenn nicht Tah einige Tage verreist wäre, um in Hamburg gewisse Angelegenheiten für die Lady zu erledigen. Sie fuhr bis Dresden mit der Bahn, mietete sich dort ein Taxi bis Hamburg, um schneller vorwärts zu kommen. Dieses Taxi überfuhr einen schrankenlosen Bahnübergang und wurde vom Zug erfaßt. Man lieferte Tah schwer verletzt in dem Krankenhaus einer kleinen Stadt bei Hannover ein.

Als sie nach fünf Tagen aus der Bewußtlosigkeit erwachte, war ihre erste Frage, wie viele Tage sie schon hier läge. Sie gab an, daß niemand von ihrem Unfall und ihrem Verbleib benachrichtigt zu werden brauche. Als sie auf ihr Drängen hin, noch nicht ganz wiederhergestellt, aus der Klinik entlassen wurde, ging sie an Bord des ersten Schiffes, das nach dem Fernen Osten auslief.

Nie mehr betrat sie den Boden der westlichen Welt. Sie versank wieder in der Masse gelbhäutiger Kulis und ihrer mageren Frauen, deren Gesichter beim flüchtigen Hinschauen sich für Europäer Augen alle zu gleichen scheinen. Doch sie hatte verstanden, auf dunklen Wegen ein ansehnliches Vermögen von Westen nach Osten zu bringen und sicher anzulegen, und nach einer vorsichtigen Wartezeit legte sie ihre bescheidene Anonymität ab, heiratete einen reichen chinesischen Kaufmann und erreichte, eine angesehene, ehrenwerte Dame, ein hohes Alter.

Über Grandjour lasteten schwere Wolken. Susanne stand am Fenster. Sie sah dem huschenden Jagen der Schwalben zu, die ihre Sommernester in den grünberankten Mauern des alten Wehrturms hatten. Sie wartete auf Clemens, der am Morgen nach Breslau gefahren war. Er hatte gehofft, bereits am zeitigen Nachmittag wieder zurück zu sein, aber nun begannen schon abendliche Schatten über die Landschaft zu gleiten, die geduckt, wartend, lautlos erschauernd unter lauernenden Wolkenmassen lag.

Cornelia war gestern und besonders am heutigen Morgen in sehr schlechter Stimmung gewesen, beinahe unerträglicher als je zuvor. Sie hatte auch über allerlei unbestimmte Schmerzen geklagt. Vorgestern sollte die Chinesin wieder bei ihr sein, aber sie war bis jetzt noch nicht eingetroffen.

Susanne dachte, während sie die Treppen hinaufstieg, daß Cornelia diese Abhängigkeit von dem Wundermädchen Tah doch entschieden zu weit triebe.

Draußen war es jetzt fast dämmerig durch die schweren, tiefhängenden Wolken. Die Bilder in der Galerie, die zum Nordflügel hinüberführte, waren nur undeutlich zu erkennen. Susanne begegnete einem Mädchen, das mit einem Stoß frischen Leinwandzeuges über den Gang lief. Die Schritte verklangen auf einer der Seitentreppe.

Susanne klopfte an die Tür des gelben Biedermeierzimmers, doch erst nach dem zweiten Klopfen hörte sie von drinnen ein mürrisches »Bitte«.

Cornelia stand neben ihrem Bett. Sie trug nur ein dünnes, loses Nachthemd ohne Ärmel. Susanne erschrak wieder vor dem körperlichen Verfall ihrer Kusine. Jetzt wandte ihr Cornelia das Gesicht zu. Es war mit dicken Schweißtropfen bedeckt und wie in Angst und Schmerz verzerrt. Susanne dachte flüchtig, es sei fast unmöglich, daß diese trockene, lederne Haut so stark schwitzen könne.

Sie fragte Cornelia, ob wieder eine ihrer Gallenattacken sich anbahne.

»Du siehst erbärmlich aus, Cornelia. Kann ich dir irgendwie helfen? Soll ich Dr. Beerwein anrufen? Du solltest dich wenigstens legen!«

Cornelia bückte sich plötzlich, als wolle sie sich vom Boden abstoßen. Mit einem Satz war sie bei Susanne.

»Du Äffchen! Hast du wenigstens noch Codein? Gib das ganze Röhrchen her, mach doch schon!«

Dann plötzlich fiel sie zusammen, hielt sich an der Lehne eines Sessels fest, kroch auf Händen und Füßen hinein und kauerte endlich mit angezogenen Knien auf den Polstern. Sie begann jetzt hysterisch zu schluchzen.

»Dieses gelbe Biest! Sie kommt nicht wieder und läßt mich hier krepieren! Vielleicht braucht sie mein Geld nicht mehr? Aber ich muß doch das Morphium haben, ich muß es haben!«

Es war totenstill. Das Schluchzen war erstorben, nichts rührte sich im Haus. Susanne wagte kaum zu atmen. – Cornelia ist Morphinistin, dachte sie, das also ist die Lösung aller Rätsel. Ich hätte es wahrhaftig eher entdecken müssen! War ich blind und taub?

Jetzt kam wieder die Stimme Cornelias. Sie erinnerte an das Wimmern eines Kindes. »Sei gut, Susann, bringe mir Morphium! Das kann doch nicht so schwierig sein für dich!«

Dann fuhr sie plötzlich hoch. Ihre Augen waren so drohend, daß in Susanne ein unheimliches Gefühl aufsprang. Sie griff in das Fell der Hündin, die seither unbeweglich neben ihr stand, mit straff gestellten Ohren die Gestalt im Sessel beobachtend. Aber Cornelia fiel zurück, fiel wieder wie ein lebloses Bündel in sich zusammen.

»Du bist besser als Alexander, du bist gut! Geh doch und hole das Morphium!«

»Alexander? Was hat Alexander mit deinem Morphium zu tun?«

In dem gleichen monotonen Tonfall, sehr deutlich für Susanne, sagte Cornelia: »Aber er hat es mir doch nicht geben wollen. Ich mußte erst auf ihn schießen!«

Sie fuhr wieder hoch. Gegen die helle, leicht bewegte Tüllgardine standen die Silhouetten ihrer Hände, zu gierigen Krallen geformt. Sie kreischte jetzt.

»Wenn ihr wüßtet, wie schrecklich alles ohne die Spritzen ist! Sie duckte sich, als habe plötzlich eine Hand in ihren Nacken gegriffen. Flüsternd und beschwörend kam ihre Stimme von

neuem – sie sprach sehr schnell, die Worte überstürzten sich fast: »Alexander verfolgt mich, verstehst du, Susann, er verfolgt mich Tag und Nacht, doch meistens in der Nacht. Und dann schreie ich, beiße ins Kopfkissen und schreie. Dann geht er weg, das mag er nicht hören. Und vor dir hat er auch Angst. Deswegen muß ich dir immer nachlaufen, verstehst du das? Vor dem Morphium hat er auch Angst. Wenn ich jetzt die Spritzen wieder haben werde, kommt er überhaupt nicht mehr. Alle Leute haben davor Angst, weil sie nicht ausprobieren, wie gut sie tun. Nur wenn man sie dann nicht mehr hat, Susanne, das ist furchtbar! Aber du wolltest mir ja Morphium bringen. Jetzt geh doch schon!«

Sie richtete sich wieder auf, ihre Stimme wurde laut und schrill, überschlug sich zuletzt: »Wenn du mir nichts bringst, schieße ich dich über den Haufen!«

Susanne wußte später, daß es allein Hera war, die sie davor bewahrt hatte, bewußtlos zusammenzusinken und Cornelia in ihrem unberechenbaren Zustand hilflos ausgeliefert zu sein. Aber Hera knurrte, und dieses dumpfe, drohende Knurren aus dem mächtigen Brustkorb des Tieres gab ihr ihre Kraft zurück. Ihre Hand zitterte, als sie das Halsband der Hündin suchte, dann hatte sie es gefunden und hielt sich daran fest. Sie sagte: »Warte einen Augenblick, Cornelia, ich will dir das Morphium holen!«

Cornelia rührte sich nicht; nur bei Susannes letzten Worten zuckten ihre Augen kurz zu ihr hin. Dann begann sie mit der Zunge den Schweiß, der in dicken Strömen über ihr Gesicht lief, abzulecken, und sie war plötzlich ganz versunken in diese Tätigkeit.

Als Susanne die Tür hinter sich geschlossen hatte, brauchte sie noch einmal ihre ganze Kraft, um nicht zusammenzusinken. Sie drehte den Schlüssel, der außen im Schloß steckte, sehr sacht herum. Drinnen rührte sich nichts.

Dann begann sie zu laufen. Sie hielt Heras Halsband fest, als brauche sie noch immer ihre Nähe und ihren Schutz. Sie lief die langen Gänge entlang, durch die halbdunkle Galerie, die Treppen hinunter. Sie riß die schweren Türen auf, stand dann, die Hündin eng bei sich, auf der Freitreppe, schnell und fast keuchend atmend.

Kein Laut ringsum, nur der Wind bog die Äste der Bäume. Über dem Wirtschaftshof lag die große Stille eines ländlichen Sommertages, wenn alles auf den Feldern ist. Sicher waren in der Küche die Mädchen, vielleicht war auch Felix irgendwo in der Nähe! Doch Susanne sprang jetzt die Treppe hinunter. Die Flügel des Parktores standen weit offen. Sie lief die lange Allee entlang; in kurzen Sätzen blieb Hera dicht bei ihr. Jetzt glaubte Susanne Motorengeräusch zu hören, und sie verhielt mitten auf dem Weg ihren Lauf.

Als Clemens von der Landstraße in die Allee einbog, sah er, dem Wagen schon sehr nahe, ihre Gestalt unter den Platanen. Der Wind wehte den hellen Rock im Wirbel um ihre Knie. Er bremste mit aller Kraft und kam kaum einen halben Meter vor ihr zum Stehen. Er stieß die Wagentür auf, und Susanne schlug schwer in seine Arme.

Als er sie auf den Sitz neben sich geschoben hatte, rollte sie sich zu einem zitternden kleinen Bündel zusammen, das fast ganz in seinen Armen verschwand. Ihre ersten Worte, kaum verständlich für ihn, waren: »Cornelia hat Alexander erschossen, sie hat es mir selbst gesagt.«

Er hatte sich so vollkommen in der Gewalt, daß sie nicht das leiseste Zusammenzucken spürte. In kurzen Worten erzählte sie ihm alles. Dann fuhren sie langsam dem Hause zu. Clemens bestand darauf, daß sich Susanne im Schlafzimmer niederlegte; er wiegte sie in den Armen wie ein Kind, verließ sie erst, als Alwine bei ihr saß.

Er telefonierte dann mit Dr. Beerwein, der eine knappe Stunde später eintraf. In Cornelias Zimmer war es jetzt totenstill. Vorher hatte sie getobt und gegen die verschlossene Tür gehämmert. Sie ließ den Arzt unbehelligt in ihr Zimmer, entblößte nur mit einer schnellen, gierigen Bewegung den rechten Oberschenkel, der übersät war mit Injektionsstellen. Dann dämmerte sie langsam in einen tiefen Schlaf, die Wirkung des starken Schlafmittels, das der Arzt ihr mit dem Morphium injiziert hatte.

Dr. Beerwein hatte zwei Wärter mitgebracht. Man legte die Schlafende auf eine Bahre, und so verließ sie das Haus für immer.

Sie starb wenige Wochen später nach einer Überdosis von Morphinum, die sie sich während der Entziehungskur auf ungeklärte Weise zu verschaffen gewußt hatte und der ihr schon völlig zerrütteter Organismus nicht mehr gewachsen war. Dem Urteil der Ärzte nach wäre aber auch ohne dieses tödliche Intermezzo ihr Leben nur noch von sehr kurzer Dauer gewesen.

Noch einmal, kurz nach ihrem Tode, verdichteten sich die Schatten, die Cornelias unselige Leidenschaft auf Grandjour geworfen hatte. Der Leiter der Klinik, in der sie gestorben war, ließ sich melden. Cornelia, für wenige Stunden von ihrer geistigen Wirrnis befreit, hatte von dem Mord an Alexander gesprochen, und er hielt es für seine Pflicht, Clemens und Susanne davon zu berichten.

Susanne saß ihm gegenüber, Clemens sehr nahe. Vor ihren Augen rollten bei der nüchternen Schilderung des Arztes in grausamer Eindringlichkeit die kurzen Szenen der Mordnacht ab.

Sie sah Cornelia, wie sie die Treppe zu Alexanders Praxisräumen hinaufschlich. Durch Zufall hatte sie während ihres Besuches bemerkt, daß einer ihrer eigenen Schlüssel in das Schloß des Nebeneinganges paßte. Tah hatte zum erstenmal das Rauschgift nicht pünktlich liefern können. Cornelia war nach Löwenberg zurückgefahren. Sie wußte, daß Alexander über das Wochenende abwesend sein würde. Es schien alles so leicht, und sie war halb toll vor Gier nach dem Morphinum, das Alexander in einem seiner Schränke aufbewahrte. Die Tante der Geschwister, die jahrelang dem Haushalt vorgestanden hatte, war an einer krebsartigen Erkrankung gestorben. Nach ihrem Tode hatte Sanitätsrat Ritter die letzten Morphinumampullen nicht zurückverlangt, und Alexander, in solchen Dingen etwas nachlässig, legte sie in einen seiner Schränke, ärgerte sich hin und wieder, wenn sie ihm beim Aufräumen im Wege waren, legte sie aber stets getreulich auf den ihnen zugewiesenen Platz zurück.

Eine seiner kleinen Quengeleien über diese unverwüstlichen Störfriede hatte Cornelia mit angehört. Dann hatte er den Schrank wieder geschlossen und behauptet, er würde eines Tages

diesen ganzen überflüssigen Kram hinauswerfen, eines Tages, wenn er einmal sehr viel Zeit übrig hätte. Diese Ampullen interessierten also niemanden mehr – außer Cornelia, der sie wenige Wochen später lockende Erlösung von den Qualen plötzlicher Abstinenz bedeuteten.

Susanne sah Cornelia im schwachen Schein der Gaslaterne, der durch die Fenster in Alexanders Zimmer fiel. In einer Hand hielt sie eine Ampulle, in der anderen die Spritze. Sie brachte es nicht fertig, mit der Injektion zu warten, bis sie das Haus wieder verlassen hatte. In diesem Augenblick hörte sie ein Geräusch. Das Licht flammte auf. Alexander stand in der Tür.

Er wußte in Sekundenschnelle, was sich da abspielte, und er beging den verhängnisvollen Fehler, Cornelia Ampullen und Spritze aus der Hand zu nehmen, ihr gut zuzureden, mit der absurden Vorstellung kämpfend, daß seine Kusine rauschgiftsüchtig sei.

Cornelia bat und bettelte, dann schien sie Einsicht zu haben. Sie hörte auf, nach den Ampullen zu greifen. Mit der Schlauheit aller Süchtigen keimte ein hartnäckiger Plan in ihr. Sie begann zu schluchzen, dann sagte sie, daß sie sich etwas frisch machen möchte. Sie fragte, ob Susanne zu Hause sei.

Alexander verneinte es. Er hörte Cornelias Schritte auf dem langen Gang, dann nichts mehr. Katzenhaft leise mußte sie zurückgekommen sein. Als er sich umwandte, stand sie an der Tür, eine Pistole in der behandschuhten rechten Hand. Er schüttelte den Kopf, er weigerte sich noch immer, ihr das Morphium zu geben. Er unterschätzte ihre Gefährlichkeit, die Unberechenbarkeit ihres Zustandes.

»Conny, höre auf mit diesen kriegerischen Scherzen. Ich schließe dieses Giftzeug jetzt weg, wir werden vernünftig über alles reden.«

Er wandte sich um, wollte die Ampullen in die Schachtel zurücklegen. In diesem Augenblick fiel der Schuß. Noch während er stürzte, war Cornelia mit zwei Sätzen bei seinem Schreibtisch, köpfte eine der Ampullen, zog die Flüssigkeit in die Spritze auf. Ein kleiner Stich: die Erlösung!

Sie legte die übrigen Ampullen in ihre Handtasche. Ungesehen verließ sie das Haus und die Stadt.

Während einer ernsten Erkrankung erkannte ein Arzt ihre Süchtigkeit und erzwang eine Entziehungskur. Doch schon in dieser Zeit mußte man erkennen, daß die Unmengen von Gift, die sie sich einverleibt hatte, bereits schwere körperliche und geistige Schäden verursacht hatten.

Der Arzt hatte sich erhoben. Seine Zeit war knapp, und in seiner langen Praxis war das nicht der erste Fall, bei dem Betrug, Diebstahl und Mord wegen einer Rauschgift-dosis geschah, die vielleicht für Wochen, oft aber auch nur für einen Tag ausreichte.

Susanne machte eine kleine Bewegung, als wolle sie ihn zurückhalten.

»Der Gedanke läßt mich nicht los, daß ich selbst meiner Kusine das Codein gab. Ist es nicht letzten Endes meine Schuld, daß sie rückfällig wurde?«

»Nein, Baronin, Lady Goddenfield wäre wohl mit Sicherheit rückfällig geworden.«

»Wird sie sehr gelitten haben durch die krankhaften Visionen von meinem Bruder?«

»Ja, das ist mit Sicherheit anzunehmen. Wenn man auch in diesem Falle an Schuld und Sühne denken wollte, so kann man wohl berechtigt sagen, daß sie schon bei Lebzeiten den Erinnyen einen guten Teil ihres Sühneopfers gebracht hat.«

Es wurde Susanne erst viel später bewußt, daß Clemens das einzig Richtige getan hatte in der ersten Zeit nach Cornelias Weggang: Er überließ sie so wenig wie möglich sich selbst. Der Inspektor bewährte sich als eine vorzügliche Kraft, und Clemens kümmerte sich in diesen Wochen sehr viel weniger als gewöhnlich um den Gutsbetrieb.

So konnten sie einen großen Teil des Tages zusammen sein. Clemens hätte nie für möglich gehalten, daß Susanne so still und apathisch sein konnte. Mit der ganzen Intensität seiner Sorge um sie war er entschlossen, ein glänzender Gesellschafter zu sein. Er

glaubte, daß es zunächst das wichtigste wäre, sie möglichst abzulenken von allen Gedanken an die jüngste Vergangenheit. Allmählich verstummte Susannes Klage, die Clemens nur ein einziges Mal aus ihrem Munde vernommen hatte, aber immer wieder als lautlose Qual in ihrem Denken und Fühlen erahnte:

»Clemens, ich hadere ja nicht mit Alexanders Tod. Aber schon als Kind gab es nichts, was mir unfaßbarer und furchtbarer erschien als die Geschichte von Kain und Abel.«

Alle schienen sich zu bemühen, Susanne Angenehmes und Vergessen zu bringen. Die ständig drohenden Gewitter hörten auf, die Tage waren sonnig klar, ohne drückend heiß zu sein. Grandjour war ein kleines Paradies in seiner sommerlichen Schönheit.

Espérance warf ein Stutfohlen, ein prachtvolles Kerlchen mit Kimms schmaler Blesse auf der Stirn. Sein Fell war schon bei der Geburt sehr dunkel, und allmählich sah Clemens seine letzten Zweifel schwinden, daß er seine Rappstute Sylvaine wiederbekommen hatte. Weder er selbst noch Susanne oder Rimpach hatten daran gedacht, denn Rappen schlagen am seltensten durch, und man hatte sogar eher die hellere Farbe der Mutter erwartet.

Der Name des Fohlens machte zunächst Kopfzerbrechen, da Clemens sich als unsagbar wählerisch und nörgelig erwies in allem, was die kleine Stute betraf, in die er bereits, gelinde gesagt, vernarrt war. Susanne bemühte alte Schriften in der Bibliothek. Auf dem Umweg über griechische und römische Sagen, die ihrem anspruchsvollen Mann nichts Passendes zu bieten hatten, kam sie endlich auf die sehr schlichte Idee, Sylvaines Enkeltochter »Renata« zu nennen, die Wiedergeborene.

Sie kämpfte erst unter Kopfschütteln mit Klang und Melodie des Wortes, aber als sie sofort die freudige Zustimmung von Clemens bekam und einen Kuß für das Sinnvolle ihrer Idee, wurde auch sie zufrieden.

Im Trab zuckelte das Fohlen hinter seiner Mutter her, die leichtfüßig und schwingend über die Weiden flog. Wenn es sich voller

Übermut ins Gras warf, hatte es Mühe hochzukommen, denn diese langen Beine waren noch überall im Wege. Der Hals wiederum war zu kurz, man konnte damit nicht einmal zu diesem geheimnisvollen Grasboden gelangen, an dem die Großen den ganzen Tag über ihre Mäuler hatten. Glücklicherweise langte er aber wenigstens aus, um den Quell süßer Milch zu erreichen, der unversieglich floß.

Das Fellchen wurde allmählich glatter, und manchmal stand die Kleine jetzt schon an der Koppelumzäunung und äugte interessiert hinüber, wo in den Flegeljahren des Pferdelebens die Einjährigen einander bissen, sich jagten, stolz und rauf lustig mit den Vorderhufen in die Luft keilten. Unter ihnen, nicht gerade einer der Sanftesten, war der Junghengst, den Clemens dem Bauern am Wald abgekauft hatte, die Frucht von Kimms heißer und gewaltsamer Liebe zu der Stutenjungfrau aus edlem Geblüt im letzten Sommer auf der Jagdhütte.

Mitunter aber spann die kleine Renata schon ihre Träume. Sie stand dann ganz versunken am Koppelzaun, das kurze, dicke Schwänzchen hin und her schwenkend, den bildschönen Kopf zur Seite geneigt. So beobachtete sie die Wolken, die als weißquellende Ballen oder als lustige kleine Pompons über den Weiden dahinzogen, eilende Fregatten in der Weite des Himmels, Wegweiser, Spielgefährte und ewige Sehnsucht aller Pferde seit Urtagen.

Clemens, immer bemüht, Ablenkungen und Freuden für Susanne zu erdenken, fiel einmal ein, daß er eine bestimmte Chance noch gar nicht genutzt hatte. Diese Erleuchtung kam ihm, als er bei der kleinen Stute stand und sie in dem Wollpelzchen hinter den Ohren kraulte, was sie sich schon sehr gern gefallen ließ.

Er hatte Kimm planmäßig im Training gehalten, denn er wollte dem alten Grundsatz nicht untreu werden, kein Pferd ohne Leistungsprüfung zur Zucht zuzulassen. Was hinderte ihn also, das Können des Hengstes unter Beweis zu stellen? Worauf sollte er noch warten? Es wurde überdies Zeit, ein so junger Bursche war Kimm schließlich auch nicht mehr, und die Fohlen, die bisher von ihm stammten, versprochen immerhin so zu werden, daß es schade war um jede ungenutzte Zeitspanne.

In Kürze würde, zum drittenmal seit seinem Bestehen, das Derbyturnier in Hamburg stattfinden. Es war jetzt bereits der Höhepunkt des deutschen Springsports. Aber warum sollte man mit einem Pferd wie Kimm nicht von vornherein nach den Sternen greifen? Das war er ihm einfach schuldig, dem prachtvollen Kameraden von kranken, lustlosen Jahren.

Sie fuhren mit dem Auto nach Hamburg. Rimpach und einer der Stallburschen begleiteten Kimm. Mit bewundernswerter Ruhe hatte er sich in seinen Waggon verladen lassen. Eine reichliche Futtermenge war ihm mitgegeben worden; die Turnierleitung hatte es empfohlen, so groß war noch immer die Futterknappheit.

Der Turnierplatz von Flottbek lag nahe dem lärmenden Getrübels Hamburgs und ruhte doch still und friedvoll inmitten einer grünen Baumlandschaft. Die Elbhügel und die majestätischen Knorrenäste alter Eichen waren der Hintergrund für die maßvoll bewegten, unaufdringlich in Szene gesetzten Pastellfarben sommerlicher Eleganz.

Leises Lachen und gedämpfte Stimmen mischten sich mit den Tönen eines kleinen Streichorchesters, die zitternd in der klaren Luft verschwebten. Ein Modeparfüm, das Orangenduft enthielt, herrschte schwerelos über alle anderen Gerüche. Susanne wurde später oft an das Springderby dieses Jahres erinnert, wenn sie den Duft von Orangen wahrnahm.

Sie trug ein Kostüm aus jadegrüner Seide. Sein einziger Schmuck waren schmale glänzende Blenden, die von der Taille schräg herauf zur Schulter liefen und das reliefartige Muster eines Schuppenpanzers hatten. Man liebte in diesem Sommer helle, große Hüte mit kleinen, duftigen Schleiern. Susanne hatte den ihren mit der Seide ihres Kostüms überziehen lassen, und es war ein Gebilde von bezauberndem Raffinement daraus geworden. Diese einfache kleine Eigenwilligkeit war etwas Neues oder auch nur seit Jahrzehnten Vergessenes. Es wurde jedenfalls von den anwesenden Modeschöpferinnen sogleich registriert.

Für die mehr oder weniger jungen Männer war Susanne eine

auffallend schöne, interessante Erscheinung, für die eleganten Frauen hatte sie außerdem etwas Beunruhigendes, und nur ihre Väter, die Generation der wahren Genießer, die bereits der Sonne das letzte Erglühen vor dem Niedersinken abgeschaut hatten, labten sich an ihrem Anblick mit der kultivierten Freude, die sich erst einstellt, wenn Begehren, Neid und Unruhe leiser geworden sind.

Susanne saß bei der Familie des Konsuls Sergius, eines Freundes ihres Schwiegervaters. Der zierliche alte Herr, in seiner Jugend ein bekannter Rennreiter, hatte Clemens am Vortage bei den Boxen aufgetrieben. Er wäre auf seiner Spur, erzählte er, seit er von seiner Nennung zu dem Turnier erfahren hatte. Er hatte telefonisch versucht, Clemens noch in Grandjour zu erreichen, aber nur den Bescheid bekommen, daß er bereits abgereist sei.

Der Konsul, der selbst einen Rennstall besaß, war durchaus nicht einverstanden, daß Clemens im Hotel abgestiegen war, entzückt, Susanne kennenzulernen und unbeirrbar und schließlich erfolgreich mit seinen Bemühungen, sie in seine eigene Behausung zu locken, die sich als Blankeneser Patrizierhaus im alten, vornehmen Hanseatenstil erwies und bei aller Abgeschlossenheit den Hauch des freien Meeres und ferner Länder nicht vermissen ließ.

Zu Beginn des Turniers wurden schöne Zuchtstuten vorgestellt, dann Hackneys, später Damenreitpferde. Man wartete mit Spannung auf das Springen um den Flottbeker Preis, das als der erste Ausscheidungskampf für das Springderby galt.

Endlich ging das erste Pferd über den Parcours, Schwertlied unter Graf Görtz. Fast fünfzig Reiter kämpften um diesen Preis. In dem schnellen, packenden Wechsel der reiterlichen Soli gab es schneidige Ritte neben laurigen Pferden, brillante Sprünge, die spontane Begeisterung weckten, und Pferde, die starrköpfig refüsierten.

Clemens startete als zwanzigster. In dem Augenblick, als er anritt und sich die Gläser auf ihn richteten, spürte Susanne ein leises Aufwogen in der Zuschauermenge. Sie sah, daß Clemens schnell, aber überlegt ritt, daß er mit Kimm vollkommen im Einklang war, beide beseelt von ihrer Aufgabe.